Inhalt des dritten Stücks.

I. Erweiterung und Bestätigung der anthropologischen Versuche über die Entwickelung des Menschen und seines Zustandes. S. 1.

II. Die sichtbare und unsichtbare Welt. S. 25.

III. Ueber den Schlaf. S. 35.

IV. Zustand zwischen Schlafen und Wachen. S. 66.

Erweiterung und Bestätigung der anthropologischen Versuche über die Entwickelung des Menschen und seines Zustandes.

Wenn je ein Werk einen vorzüglichen Werth hat, so ist es der Mensch. Seine Geistes- und Seelenkräfte, wie sein Körper, sind in der ganzen Natur der Erde so ausgezeichnet, daß, je mehr man sie nicht nur an sich, sondern auch in ihrer Verbindung denken kann, ihr Werth und ihre Vollkommenheit immer mehr einleuchtet und den Beschauer in Bewunderung setzt. Er ist die wundervolleste Einheit auf der Erde und hat in sich selbst eine,

obgleich in vielerlei Betracht noch unbekannte, doch so ausgezeichnete Harmonie zu seiner Vollendung, daß der Nachdenkende nie satt werden kann, denselben zu betrachten.

* * *

Der Anthropologe, der dieses Objekt besonders zum Gegenstand seines Forschens und seiner Betrachtung macht, denkt sich ihn als eine Karte, die vor seinen Augen ausgebreitet liegt, welche man die Karte der (objektiven) Humanität nennen kann. Er sieht ihn als eine ausgefüllte und illuminirte Fläche, die beim ersten Anblick sein Auge beschäftiget und seine Aufmerksamkeit reizt. Die Karte ist in mehrere Provinzen und Departemente vertheilt, wo er Produkte findet, die theils sinnliche, theils geistige Kraftthätigkeit verrathen. Das Ganze distinguirt sich selbst durch flüssige und feste Theile: er sieht Berge und Thäler, Ströme, Flüsse und Bäche, die alle unter einander herumliegen, sich doch aber nicht hindern,

sondern im Totalanblick ein schön = harmonisches Ganzes geben.

* * *

Auf diesem Felde findet und macht sich der Anthropologe Beschäftigungen, und sucht sich über alle Erscheinungen, die er an dem Menschen wahrnimmt, zu berichtigen und immer mehr zu orientiren. Jenes kann er nicht ohne Dieses. Er sucht deswegen immer tiefer in das Innere des Menschen einzudringen; bleibt bescheiden stehen, wo ihm die Natur oder seine dermalige Schwachheit Grenzen setzt. Im letzten Fall findet er sich aber noch perfektibel, und das reizt und treibt ihn zu neuem Forschen.

Ich denke: Manches, was ich schon in den vorigen Stücken über die Entwickelung des Menschen ꝛc. gesagt habe, wird man dem An=

thropologen nicht abstreiten können, und wenn er noch mehreres hinzusetzen kann, so wird er über die Karte der Humanität noch mehr Licht verbreiten können. Auf solche Weise nähert er sich dieser wundervollen Anstalt, und findet nach und nach immer mehr festen Fuß darin. Vielleicht können wir die schon vorher mitgetheilten Ideen über die Entwickelung des Menschen und seines Zustandes erweitern und bestätigen, oder auch manches Andere hieher gehörige mit anknüpfen durch folgende Fortsetzung.

* * *

Der Mensch nimmt sein Entstehen von Flüssigkeiten, die sich aus Stoffen generiren, welche durch chemischen Prozeß in Flüssigkeiten übergehen. In diesen dauert zwar der chemische Prozeß fort, geht doch aber schon in einen Mechanismus über, der sich in dem Unterscheidenden zeigt, wodurch die verschiedenartigen Flüssigkeiten von einander getrennt werden.

Der chemische Prozeß und daraus entstehende Mechanismus wirken aber verbunden und gemeinschaftlich fort. Eins reizt das Andere und so helfen sich Beide gegenseitig zur Hervorbringung neuer Produkte. Es entstehen festere Theile — Fasern, Nerven, Fleisch; diese kristallisiren sich fort und es entstehen ganz feste Theile, Knochen. Die Kunst kann Alles von diesen Knochen absondern und das bloße Skelet darstellen; sie kann Nerven und Blutgefäße isoliren, mit Feuchtigkeiten anfüllen und sie in ihrer natürlichen Form darstellen, aber das Blut muß sie wieder in die große Natur hinfließen lassen, wo es sich durch einen rückgängigen Prozeß wieder in die Stoffe auflöst, woraus es gebildet war. Diese Stoffe können wir höchstens namentlich spezifiziren, aber weiter nur wenig davon sagen, weil sie nun aus der bekannten Natur wieder zurücktreten und transscendent für uns werden; ob sie dieses gleich nur darum sind und in so ferne, weil und wie unsere grobsinnliche Organisation

die Wahrnehmung derselben nur wenig oder gar nicht gestattet.

* * *

Unterdessen, daß sie da sind, können wir nicht läugnen; und daß die menschlichen Stoffe, in so fern sie ein menschliches Individuum bilden, an sich selbst eine individuelle separirte Constitution haben, ist aus dem Grunde wohl unläugbar, weil sie ein Individuum bilden; welches nicht seyn könnte, wenn sie, als ungetrennt und nicht besonders constituirt, zur großen Masse der Stoffe, zum Exempel der Erdatmosphäre, gehörig, bloß gedacht würden. Es fällt auf, wenn man manchmal hört, daß Männer, denen man von wissenschaftlicher Seite mehr zutrauen müßte, den Menschen bloß als eine grobmaterielle Maschine denken, die wie ein Heuschober von der atmosphärischen Luft durchwehet wird, und dessen Nerven und Sehnen nur wie Instrumentsaiten davon berührt und modifizirt würden. Könnte

man von den menschlichen Stoffen alles das, was daraus hervorgegangen ist, wieder absondern, so würde der Mensch als ein Individuum von bloßen Stoffen erscheinen. In der vollen Natur sind diese Stoffe nur von seinen eigenen Produkten gebunden, machen aber an und für sich ein Ganzes aus, so gut wie die daraus hervorgehenden Fasern, Nerven, Sehnen. In anthropologischer Rücksicht zur Beurtheilung des Innern des Menschen ist dieser Satz wichtig.

* * *

Dieses Individuum, welches durch andere verwandte Stoffe entsteht, die sich associiren und welche an sich noch immer sich dem grobsinnlichen Auge entziehen, wächst zu dem sinnlich wahrnehmbaren Phänomen heran, welches wir Mensch nennen, ohne an einen Differenzpunkt zu denken, wo das Geistige oder Feinere von dem Gröbern unterschieden gedacht werden muß. Der Anthropologe, der über

die menschliche Natur reflektirt und philosophirt, kann und darf aber diesen Punkt nicht übersehen. Daß er da seyn muß, lehrt ihn das Entstehen des Menschen; und daß er ihm wichtig ist, zeigt er dadurch, weil er merkt, daß er allein von diesem Standpunkt aus so manche Erscheinungen in dem Menschenleben glaubt beleuchten zu können. Z. E. Scheintod, Zustand zwischen Schlafen und Wachen, Magnetismus können zuvörderst aus dieser Ansicht allein einige statthafte Beleuchtung bekommen. Der Anthropologe findet also in dem Menschen selbst physisch zwei Erscheinungen, eine sichtbare und eine unsichtbare, so wie er auch als Physiker eine doppelte Welt, eine unsichtbare und sichtbare selbst physisch gestatten muß.

* * *

Der unsichtbare Mensch ist in der Erscheinung des jetzigen Lebens an den sichtbaren gebunden, und kann also in dieser Verbindung

seine ganze Kraftthätigkeit zeigen. Wenn ich also in dem ersten Stück dieser Materialien S. 145. auf den Punkt kam, daß der unsichtbare Mensch sich unter Umständen von dem sichtbaren trennen kann und in diesem Fall sich nicht mehr so kraftthätig zeigt und äußert, als sonst: so scheint dieß dadurch hier eine nähere Beleuchtung zu bekommen, daß, wenn der unsichtbare Mensch sich von dem sichtbaren auf eine Zeitlang geschieden hat, und in diesem Zustande nicht mehr so viel Kraftthätigkeit zeigt, als sonst, solches daher komme, weil er in diesem getrennten Zustande nicht mehr (nemlich durch den sichtbaren Theil) so viel Reiz bekommt, als in der Verbindung mit demselben. Folglich hat er auch um so viel weniger Reizbarkeit, mithin auch weniger Fertigkeit, seine Kräfte zu gebrauchen. Wenn also die Frage war, ob die lebenden Freunde, welche dem H. Nicolai unter seinen Phantasmen erschienen, das hätten wissen müssen, daß sie da gewesen wären: so folgt die Negative aus dem Gesagten von selbst. In dieser

Trennung von dem grobsinnlichen Körper hatten sie um so viel weniger Reizbarkeit für ihr Erinnerungsvermögen, als ihnen Reize fehlen, die sie haben, wenn der unsichtbare Mensch in den sichtbaren, und dieser auf jenen zurück, voll wirkt, welches während der temporellen Trennung cessirt. Daraus folgt aber keinesweges, oder ist zu fürchten, daß der Mensch bei der völligen Trennung durch den Tod in dem künftigen Leben am Erinnerungsvermögen verlieren werde; denn so bald die volle Trennung geschehen ist, ist es denkbar, so wie er die irdische Hülle ablegt, die er auf der Erde gebrauchte, werde sein innerer Mensch auch noch gleich wieder mit einer neuen bekleidet werden, die ihm das für die künftige Sphäre ersetzt, wozu ihm die irdische Hülle für die jetzige nöthig war.

* * *

Der Naturproceß zum Entstehen und entwickeltern Erscheinen des Menschen geht aus

den Stoffen in Flüssigkeiten u. s. w., und aus dem Unsichtbaren in das Sichtbare über. Auf dem uranfänglichen Punkt des ersten Entstehens traten zwei Stoffe zusammen, deren Einer als das primum agens, der Andere als das Substrat für den ersten, daß dieser sich krafttätig zeigen könnte, angesehen werden muß. Durch Affinität mußten sie zusammenpassen und wirkten nun in ihrer Verbindung gemeinschaftlich, theils zur respektiven individuellen zunehmenden Vergrößerung und Entwickelung eines jeden; theils zur Vergrößerung und Entwickelung der Totalerscheinung des Menschen.

* * *

Aus jener Verbindung der beiden Stoffe in ihrer gemeinschaftlichen Entwickelung gehen zwei Extreme, zwei Hauptseiten des Menschen hervor: das Geistige in seinem intellektuellen Vorzug und das Körperliche in seiner äußerlichen sinnlichen Erscheinung. Was zwischen

Beiden in der Mitte ist, ist ein Complexus von Modifikationen der beiderseitigen Stoffe und daraus entstehender Vermögen und Kräfte, die in ihren Aeußerungen eine wundervolle Scene von Erscheinungen darstellen, auf welche man Rücksicht nehmen muß, wenn man sich über Temperament, Gedächtniß, Vergessenheit, Einbildungskraft u. d. g. orientiren will, an welchen Erscheinungen das Geistige und Sinnliche zusammen einen gemeinschaftlichen Antheil haben.

* * *

Wenn der Anthropologe nun bis hieher gekommen ist, so stehet er nicht mehr an, ein Dreifaches in dem Menschen zu unterscheiden — Geist, Seele und Leib, um sich auf diese Weise einen weitern Anblick auf die architektonische Natur zu eröffnen. Die beiden Extreme sind ihren Qualitäten nach ganz verschieden; Geist und Leib an sich, individualisirt, können nicht als mit einander asso-

ciabel gedacht, sondern müssen erst durch ein Drittes gleichsam amalgamirt werden.

* * *

Dieses Dritte, die Seele, kann denn also nach den Eigenschaften und Kräften, die sie weder dem Einen, noch dem Andern allein ganz verdankt, auch als ein besonders constituirtes und für sich bestehendes individuelles Subjekt gedacht werden, das sich in der Erscheinung von den beiden Andern charakteristisch unterscheidet. So sind in dem Menschen drei Potenzen: Geist, Seele und Leib, die, wenn sie als individuell constituirt betrachtet werden, drei respektiv verschiedene Subjekte darstellen, deren Jedes seine besondern Eigenheiten, Wirkungen und Aeußerungen zeigt, die man bei einem jedem an sich, und auch in der Verbindung mit den andern betrachten kann und muß, wenn man über manche besondere Erscheinungen an dem Menschen etwas Bestimmtes denken will.

* * *

Der Geist hebt sich durch sein subjektiv eigenes Vermögen, die Vernunft, über seine Sinnlichkeit hinaus und schließt sich einer andern Ordnung, nemlich der Geister, an; aber lokal kann der Anthropologe ihn nicht von seiner Sinnlichkeit, die ihn gebunden hält, trennen lassen, wie es etwa der Metaphysiker macht, der den Menschen wohl als ein $a + b$ denkt und so eine geistige und sinnliche Ordnung findet, die zu der nicht recht paßt, welche der Anthropologe auf seinem Naturgang findet. Denkt der Anthropologe denn aber den Geist von der Sinnlichkeit gebunden, in welchem Zustande er ihn Seele nennt, so findet er es recht wohl möglich, daß er, als Seele, sich von dem groben Theil seiner Sinnlichkeit trennen und allein agiren kann. Die entstehende Sinnlichkeit von ihren ersten Stoffen an bis zur vollen Körperlichkeit ist eine chemische Mischung der nöthigen Ingredienzen bis zur vollen Ausbildung des Menschen. Hier ist also eine Composition, welche die Natur aus mehrern Stoffen gebildet und bereitet hat,

worin der Geist lebt und als Seele agirt. Die beiden Extreme, Geist und (grobsinnlicher) Leib, können, wenn keine Vermittelung zwischen ihnen statt findet, ganz ohne reciproke Wirkung auf einander seyn. Diese Vermittelung kann der Anthropologe aber nur durch die feinere Sinnlichkeit, worin der Geist gebunden ist und als Seele agirt, denken und finden. Wo aber Verbindung und Vermittelung ist, da sind auch Grenz- und Differenzpunkte anzunehmen. Also müssen dergleichen auch zwischen der feinen und gröbern Sinnlichkeit statt finden, und wo diese anfangen und aufhören, da kann auch wieder eine Scheidung der feinern von der gröbern Sinnlichkeit gedacht werden. Wer diesem nachdenkt, wird das dadurch bestätigt finden, was ich in den vorigen Versuchen gesagt habe: daß der Mensch mit seinen feinern Hüllen sich von der gröbern trennen und allein in jenen agiren kann. Die Erfahrung raisonnirender praktischer Aerzte und ihr Verfahren dabei kann hier wenigstens zu einer partiellen Erläuterung dienen. Manche Krankheiten ha-

ben ihren Grund in einem einzigen verdorbenen Stoff, welcher allein kränkelt, sich den übrigen nicht gleich mittheilt, sondern sich nur indicirend durch dieselben verräth. Versteht der Arzt diese Anzeigen, so arbeitet er nur allein gegen den kränkelnden Stoff, scheint sich um die übrige Constitution gar nicht zu bekümmern, sicher, wenn er demselben seine Kraftthätigkeit wieder gegeben hat, daß die Krankheit gehoben ist. Auf solche Weise behandelt er den einen Stoff ganz isolirt.

* * *

Ist jene Trennung absolut, völlig, so daß keine Wiederverbindung statt findet, so erfolgt der Tod des groben Körpers, der nur durch die Verbindung mit dem feinern Reiz und Nahrung findet, sich kraftthätig zeigen zu können. Wenn nun unter den Phantasmen des H. Nicolai bekannte Freunde waren, die ihm erschienen und die doch in der Entfernung von ihm lebten: wie blieben diese, wenn sie

ihm in ihren feinern Körpern erschienen, doch noch in Verbindung mit den gröbern, daß, ob sie gleich durch den Raum und auch auf einige Zeit von diesen getrennt waren, diese dennoch das Leben behielten und jene sich wieder zur vollen Vereinigung mit denselben zurückfinden konnten?

Das Zurückfinden würde keine Schwierigkeit haben. Mit dem Grobkörperlichen geht keine Localveränderung vor, es bleibt, wo und was es ist, eine materielle Masse, die der unsichtbare Mensch, so lange er hier auf der Erde seine Bestimmung hat, als den ihm angemessenen und angewiesenen Aufenthalt gebraucht. Wenn sich das Unsichtbare von dem Sichtbaren trennt, so ist das Unsichtbare das, was wir vorher Seele nannten, welches wenigstens ein instinktartiges Bewußtseyn mitnimmt, und vermöge dieser Kraft den Ort wohl wiederfinden kann, den es auf einige Zeit verlassen hatte. Und das um desto mehr, wenn sich wohl gar noch ein physisches Verbindungsmittel denken ließe, wie man aus Erfahrungen schlie-

ßen darf; z. B. bei der Thermolampe, wo, wenn der Wind die Flamme forttreibt, ohne sie zu löschen, dieselbe wieder zurückkehrt, so bald der Wind nachläßt, ob sie gleich vorher als ganz von ihrer Stammmasse getrennt existirt.

Daß aber der gröbere Körper, wenn der feinere durch eine locale und temporelle Trennung von ihm geschieden ist, noch das (wenigstens) sinnliche Leben behält, muß doch auch in der Natur seinen besondern Grund haben, und dem aufmerkenden Physiologen wird derselbe auch nicht ganz entgehen. Alle thierische Geschöpfe auf der Erde haben ein gemeinschaftliches Bedürfniß, und das ist die Luft. Diese ist zwar ein Collektivum von vielen Dingen, deren alle Theile nicht jedes Thier bedarf. Weil aber jedes Thier Luft genießen muß, wenn es leben soll, so muß auch in der Luft ein allgemeiner Bestandtheil seyn, dessen alle lebendige Geschöpfe nöthig haben; und also auch sowohl der unsichtbare als der sichtbare Mensch. Weil nun aber der unsichtbare Mensch

noch immer in der Sphäre ist, die die Luft erfüllt, und diese auch da ist und bleibt, wo der gröbere Körper ist: so behält dieser sowohl Antheil an dem Bestandtheil der Luft, welcher das physische Leben gibt, wie jener feinere. Und wenn sich also auch der unsichtbare Mensch von dem sichtbaren getrennt hat, so kann dieser doch, wenigstens thierisch, so gut wie jener eine Zeitlang fortleben und Theil behalten an dem, was Seele heißt, weil sie als Seele im eigentlichen Verstande unterschieden vom Geist, doch auch eine feine materielle Constitution hat, woran der äußere und innere Mensch zugleich Theil haben.

Man will seit einiger Zeit erfahren haben, daß der Kopf eines Enthaupteten noch ein charakteristisches Seelenvermögen verrathe. In der Allgem. Litter. Zeitung vom Jahre 1803. Int. Bl. No. 77. S. 636. heißt es: „Die neuesten bekannten Versuche wurden zu Ende des Februar d. J. zu Breslau an dem Körper

des enthaupteten Tr. gemacht. Einige anwesende Aerzte experimentirten unmittelbar nach der Enthauptung mit dem abgeschlagenen Haupte und machten folgende Erfahrungen: man schrie ihm ins Ohr: Tr. Tr. kennst du mich? Die Augen des Enthaupteten öffneten sich und die Sterne wendeten sich nach der Seite, woher der Schall kam. Man wendete sie gegen die Sonne und die Augenlider zuckten sehr stark. Man brachte einen Finger in den Mund und er wurde gebissen. Man stieß einen Schaftrokar in das Hinterhaupt und die Muskeln des ganzen Gesichts verzerrten sich sogleich zum Ausdruck des höchsten Schmerzes. Alle diese und mehrere Erfahrungen, die in den ersten drei Minuten gemacht wurden, beweisen zwar, daß Nervengefühl, nicht eben so sicher, daß Bewußtseyn die Hinrichtung überdaure." Der Referent stellt es zwar zweifelhaft, daß das Bewußtseyn fortgedauert habe; indessen wenn man die Geschichte nimmt, wie sie dasteht, daß sich die Augen des Enthaupteten geöffnet und gegen den Zurufenden hingewendet ha-

ben: so scheint das an sich einen Beweis zu geben von dem noch bestehenden Daseyn des Bewußtseyns des Enthaupteten. Und wenn das ist, so gäbe dieses Exempel einen Beweis von dem noch fortbestehenden Leben des unsichtbaren Menschen, selbst bei einer gewaltsamen Totaltrennung des sichtbaren. Geschichtlich äußerte sich dieser Beweis zwar nur auf drei Minuten; aber daraus folgt nicht, daß das Leben des unsichtbaren Menschen auch mit diesen drei Minuten verschwunden sey, sondern nur, daß es sich in dem äußern Menschen nur so lange habe kraftthätig zeigen können, weil der abgetrennte Kopf nur noch so lange Kraft hatte, die Aeußerungen des innern oder unsichtbaren Menschen aufzunehmen und in die sichtbare Welt herüberzutragen. Was der Anthropologe also auf dem Wege des Nachdenkens glaubt gefunden zu haben, das kann sich nach und nach durch dergleichen Erfahrungen immer mehr bestätigen. Ueber den Fall selbst werde ich künftig Gelegenheit haben noch etwas Mehreres zu sagen und es aus bestimmterer

Vorstellung der respektiv-individuellen Atmosphäre begreiflich machen, daß ein solcher Enthaupteter sein Bewußtseyn noch einige Zeit verrathen könne.

Eben daselbst im Int. Bl. No. 95. S. 792. wird referirt. „In der Galvanischen Societät zu Paris hat es der Präsident Nauché mit seinen Gehülfen, H. Bonnet und Pajat Laforet, dahin gebracht, mittelst zweier homogener Leiter von Metall die elektrische Flüssigkeit vom Gehirn und Rückenmark eines Ochsen unmittelbar nach dessen Tode abzuleiten, in die Keulen eines Frosches überzuführen und darin mittelst derselben Muskelzusammenziehungen hervorzubringen. Dieses Verfahren bestätigte sich auch bei den palpitirenden Muskeln, konnte aber nicht länger als bis auf eine Viertelstunde nach dem Tode fortgesetzt werden. —“ Wenn man nun alle unsichtbare Flüssigkeiten in den Bestandtheilen des Menschen, und also auch das elektrische Fluidum zur eigentlichen Constitution des unsichtbaren Menschen wird zählen müssen: so kann dergleichen Erfahrung den Satz wenig-

stens erläutern, daß der unsichtbare Mensch sich von dem sichtbaren nicht nur trennen könne, sondern auch noch Kraftthätigkeit habe; und so würde sich wieder Eins der Probleme, welche der Anthropologe bei seinem Nachdenken über den Menschen hinzustellen sich befugt hielte, durch anderweitige Erfahrungen bestätigen lassen.

Weil man auf die eigentlich chemische Constitution und Entwickelung des Menschen bisher viel zu wenig gedacht hat: so wird künftig gewiß immer mehr Licht über die Beschaffenheit des Menschen verbreitet werden können, wenn man solche Erfahrungen näher anwendet, und durch Hülfe derselben das aus dem Menschen heraussucht und heraushebt, was in ihm liegt; und welches gewiß Mehreres, was uns bisher räthselhaft war, beleuchten und aufklären kann. Ich habe keine Gelegenheit, Galvanische Versuche zu machen, nur selten, dergleichen von geringer Bedeutung zu sehen. Ich weiß auch zu wenig Geschichtliches davon, und also auch nicht, ob man auf folgenden Punkt schon auf-

merksam gewesen ist, nemlich: mir kommt es vor, wenn man durch Galvanismus tiefer in die Beschaffenheit der Natur des Menschen eindringen will, so muß man das Rückgrat desselben als eine Galvanische Säule ansehen, dasselbe in dieser Hinsicht untersuchen, bei Versuchen davon ausgehen und darauf zurückkommen: so wird man den Anfang des Galvanischen Prozesses in dem Menschen finden und bestimmen können. Vielleicht wird man auf diese Weise den ersten Grund- und Erregungspunkt dazu im Gehirn finden und unbezweifelt festsetzen können.

Die sichtbare und unsichtbare Welt.

Der Anthropologe macht nicht gerne neue Wörter, sondern sucht die einmal angenommenen lieber zu behalten, und gibt ihnen nur solche Erklärungen, die mit der Natur der Sache allezeit bestehen können. Wenn er also hier von der Welt redet, so ist es nicht das Universum, das er darunter versteht, sondern bloß unsere Erde und was darin ist und dazu gehört.

Wo er aber auch bei manchen Wörtern Bedenklichkeiten findet, daß er dieselben nicht gerne gebraucht, so zeichnet er sie aus und gibt, wo es seyn kann und wie es schicklich ist, an-

dere an, womit er das treffender vorstellen kann, was seinen Begriffen angemessen ist.

Man pflegt gewöhnlich die Welt in eine intellektuelle und sinnliche Welt, und die darin enthaltenen Gegenstände in Noumena und Phänomena einzutheilen. Man macht also auch aus einer objektiven Einheit des Menschen ein doppeltes Objekt, deren jedes für sich, von dem andern abgesondert gedacht wird. Dieses Verfahren kann die Beistimmung des Anthropologen nie ganz finden. Ich habe schon im 2ten Stück S. 4. darauf aufmerksam gemacht, und sehe mich genöthiget, einen eigenen kurzen Artikel über sichtbare und unsichtbare Welt zu machen, weil gerade dieses richtige Unterscheiden und das Denken an diesen Unterschied bei meinen Untersuchungen so bedeutend ist und nie aus den Augen gelassen werden kann.

Der Anthropologe denkt sich den Menschen als eine Einheit mit Proprietäten und Qualitäten — als ein Subjekt, dem die Prädikate intellektuel und sinnlich zukommen. Auf der

Karte der Humanität, wo dem Anthropologen nur ein Objekt vorgelegt wird, fürchtet er irre zu werden, wenn er einzelnen Prädikaten derselben eine individuelle Objektivität zuschreibt. Der Mensch ist und bleibt dem Anthropologen zu aller Zeit und unter allen Umständen Eins — ein vernünftig = sinnlicher Gegenstand; und wenn er also über den Menschen philosophiren und sich über dessen Kräfte und Aeußerungen orientiren will: so darf er dessen Eigenheiten noch keine individuelle Objektivität gestatten, als wodurch er aus dem Kreise herausgesetzt würde, worin er jetzt noch allein beschäftiget seyn will. Intellektuelle und sinnliche Welt finden also bei ihm auf der Karte der Humanität noch keine distinktive Abzeichnung, höchstens gestattet er ihnen Punkte, als Winke für den Psychologen und Physiologen, von welchen diese ausgehen und ihre respektiven Untersuchungen anfangen können.

Weil aber der Anthropologe, als Physiker, Erscheinungen in der Welt wahrnimmt, durch seine Sinne, besonders durch das Gesicht: so

nennt er diese Welt der Erscheinungen die sichtbare Welt. Weil er sich aber auch aus Erfahrungen überzeugt findet, daß diese sichtbaren Erscheinungen in Stoffe aufgelöst werden, die sich seinen Augen wieder entziehen; doch aber auch weiß, daß diese Stoffe besonders constituirt seyn müssen, wenn sie eine sichtbare Erscheinung geben sollen: so nennt er das, was das Substrat der sichtbaren Welt ist und das sich jetzt seinen Augen entzieht, die unsichtbare Welt.

Diese kann ohne jene; jene aber nicht ohne diese gedacht werden; denn alle gröbere Naturprodukte gehen aus den feinern hervor, die unsern Augen unsichtbar sind. So ist es in der ganzen Natur und so ist es auch in dem Menschen — Der Mensch ist seiner Natur nach sichtbar und unsichtbar.

Diese naturgeschichtliche Wahrheit, die der Physiker uns von der ganzen Welt, und der Anthropologe an dem Menschen zeiget, müssen

wir uns ja helle und feste machen. Sie ist keine Hypothese, sondern die Erfahrung dringet sie uns als Wahrheit auf, und die Vernunft nöthiget uns, auf diesem unsichtbaren Gefilde, das dem sichtbaren so nahe liegt, angrenzt und mit demselben oft zusammenläuft, in vielen Fällen das zu suchen, was wir auf dem sichtbaren, durch unbegründete Muthmaßungen getäuscht, zwar oft, aber vergebens suchen.

Wenn wir nun das bedenken, daß die Grenzen des Sichtbaren und Unsichtbaren, ob sie gleich von einander geschieden sind und ein Jedes seine bestimmten Grenzen hat, doch so in einander laufen, daß wir Eins von dem Andern nicht unterscheiden können: so wird es uns auch immer denkbarer werden, daß der Mensch Erscheinungen geben könne, wovon uns nur ein Theil durch die Sinne wahrnehmbar wird, und wovon wir nur nach Analogie mit Vernunft über das Uebrige denken und urtheilen dürfen. Ich denke, manche meiner vorherigen Behauptungen müssen durch dieses Hinweisen

auf eine sichtbare und unsichtbare Welt mehr Licht bekommen; und auch mehr Bestätigung, denn von welcher Seite der Anthropologe den Gegenstand ansieht, so kommt er, wenn er sich immer auf seinem angewiesenen Felde hält, doch immer zu einerlei Resultat.

Sichtbar und unsichtbar hat also an sich keine respektive Objektivität, sondern ist bloß modifizirter Zustand einer und derselben Welt, die man nach Umständen sichtbar oder unsichtbar nennt. So ist auch der sichtbare und unsichtbare Mensch immer einer und derselbe; daß man ihn sehen oder nicht sehen kann, hängt von dem accidentellen Umstand ab, ob er in der feinern oder gröbern Organisation erscheint, und ob der, der ihn wahrnehmen soll, in diesem Betracht mit ihm in Relation steht oder nicht.

Eine objektive Erscheinung, die bloß durch äußerliche Umstände verändert wird, bleibt an

sich immer das, was sie ist. Der sterbende Mensch also, wenn er seine gröbere Hülle ablegt und aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare hinübergeht, bleibt derselbe, der er ist, und lebt in der unsichtbaren Welt eben so fort, wie er vorher in der sichtbaren lebte. Der Tod ist also für den Anthropologen weiter nichts als eine Veränderung des Zustandes; und in so fern der Lebende in seiner sichtbaren Hülle schon die unsichtbare trägt, kann der Verstorbene noch immer in einer Relation auf diesen, und auch umgekehrt, der Lebende auf den Verstorbenen gedacht werden.

Ist der Anthropologe bis hieher gekommen, so hat er nichts dagegen, wenn der Physiker und Metaphysiker auch nun ihre respektiven Theater aufschlagen und die Welt in eine intellektuelle und sinnliche eintheilen. Er glaubt die Natur gefunden zu haben und auf ihren Wegen gegangen zu seyn; er freuet sich, wenn einzelne Zweige derselben nun weiter bearbeitet und tiefer erforscht werden: aber dem kann er

nie gleichgültig zusehen, wenn diese Forscher nach ihren vermuthlichen Resultaten der eigentlichen Naturscene eine andere Gestalt geben wollen, als sie an sich hat.

Das Intellektuelle und Sinnliche, welches an dem Menschen bei seiner jetzigen Erscheinung hier auf der Erde verbunden ist, bleibt es auch eben so, wenn er aus dem Sichtbaren in das Unsichtbare übergeht. Zu einem isolirten Geisterreich und Geisterzustand in dem künftigen Leben findet der Anthropologe auf dem Wege der Natur keine Spur. Der Mensch bleibt ihm also auf der Karte der Humanität ein vernünftig sinnliches Wesen zu aller Zeit und unter allen Umständen, das als ein solches fortdauert, forthandelt und auch behandelt werden wird. Bei ihm ist der künftige Zustand dem jetzigen ganz analog zu denken; und was man also in dem jetzigen Zustand vernünftiger Weise von ihm denken darf, das bleibt auch in der Zukunft über ihn denkbar.

Es sey mir erlaubt, zwei Bemerkungen, die eigentlich nicht hieher gehören, die es aber auch von einer andern Seite bestätigen, daß die Eintheilung: intellektuelle und sinnliche Welt zu nachtheiligen Folgerungen leite, mitzutheilen; um desto mehr, weil man aus dem Innern der Anthropologie, je tiefer man es aufdecken kann, sehen muß, wie wichtig die Resultate sind, welche daraus hervorgehen.

Die erste ist: wenn man das Intellektuelle des Menschen nicht bloß als ein Prädikat desselben denkt, sondern es zu einem individuellen Objekt macht, so kommt man leicht auf Irrwege bei dem Bestimmen der Prinzipien, wonach der Mensch seine Handlungsweise herleiten und bestimmen soll.

Die zweite sey gegen die praktisch-politische Maxime, die jedem Despotism zum Grunde liegt, wo einzelne Subjekte die Menschheit nur als ein sinnliches Objekt ansehen und behandeln; und es nur in so fern von der intelligibeln Seite kultivirt wissen wollen, daß

es sich ihrer Willkühr desto geschmeidiger unterwerfen möge. Unanthropologisch und folglich inhuman ist also der Grundsatz mancher politischen Weisen, daß man in einem Staatsverein nur für die äußerliche Sinnlichkeit zu sorgen habe.

Ueber den Schlaf.

Der wachende Mensch ist thätig in sich und außer sich; er wirkt auf die Außenwelt und diese wirkt auf ihn zurück durch seine äußern Sinne. Er ist sich Seiner und anderer Erscheinungen bewußt, er mag diese selbst verursachen oder sie mögen ihm gegeben werden. Er lebt.

Der schlafende Mensch lebt auch. Das Spiel einiger Muskeln dauert fort, Respiration und Cirkulation gehen fort; aber er kann keine äußerlichen willkührlichen Bewegungen hervorbringen; er hat kein Vermögen, Dinge außer sich wahrzunehmen, er hat kein Bewußtseyn seiner selbst, und mit diesem Unvermögen

fällt auch alle andere Thätigkeit des Geistes und der Seele weg. Schlaf ist also Anomalie des Lebens; aber in so fern die Kräfte darin nicht mehr so hoch gestimmt sind, als im Wachen — eine Abspannung.

Beim Aufwachen aus dem Schlaf findet sich Alles wieder. Der Geist hebt sich wieder; der Organismus regt sich wieder ganz, und die Maschine wirkt selbst gestärkt fort, besser wie vorher.

Daß der Geist wieder wirken kann, wenn Organismus und Mechanismus wieder im Gange sind, läßt sich wohl denken, wenn man sich diese als das Theater vorstellt, worauf er angewiesen ist, zu handeln, und worauf er sich nicht zeigen konnte, so lange dasselbe geschlossen war. Aber wenn dieses sich wieder öffnen soll, ohne ein Drittes, ein Prinzip dazu zu haben, welches gleichsam der Schlüssel zur Wiedereröffnung desselben ist, das kann man nicht denken, weil abgespannter Organismus und Mechanismus ohne neuen Reiz, sich wieder heben zu können, nicht gedacht

werden kann, vielmehr fürchten läßt, daß seine erschlafften Glieder, die keinen Reiz mehr haben, sich selbst wieder zu ihrer vorigen Thätigkeit zu heben, sich durch ihre Abspannung selbst vernichten werden. Denn, wenn man das Abspannen auch selbst als einen Reiz denken will, so kann es doch kein anderer seyn, als solcher, der der einmal eingetretenen Einrichtung zum fernern Abspannen entspricht, und dieses so lange fortsetzt, als noch Gelegenheit dazu da ist.

Fragt man also: woher kommt der Schlaf? so muß man erst fragen: woher kommt das Leben? Schlaf ist eine Anomalie des Lebens; also doch immer noch Leben; also noch immer ein Zustand, wo das wirkt, was das Leben gibt: die Abweichung kann also nur in einem Umstand liegen, wodurch das, was das Leben bewirkt, gehindert wird, sich ganz zu äußern, und den Zustand hervorbringt, welchen wir Schlaf nennen.

Wenn man den Menschen bei seinem Entstehen denkt, so mußten zwei Stoffe zusammen kommen und sich verbinden, wonach hernach

die Erscheinung hervorgeht, welche wir Mensch nennen — ein Naturprodukt, welches nun Leben in sich selbst hat.

Wo kommt aber dieses Leben her? wie erhält es sich? und warum zeigt es sich manchmal nur anomalisch?

Der bloße Organismus an sich kann die Lebenskraft nicht in sich selbst haben; denn ich frage wieder: woher kommt sie in den Organismus? Die mechanische Physik kann diese Frage nicht beantworten. Der bloße Organismus kann diese Kraft auch nicht erhalten. Ich könnte ihn zwar als ein perpetuum mobile denken wollen, das den Reiz zur Fortsetzung des Lebens in sich selbst hätte; aber dann wäre es eine bloß mechanische Kraft, die sich doch dann nicht ersetzen könnte, wenn der Mechanismus, wie z. B. im Schlaf, einmal abgespannt wäre.

Der Anthropologe findet also hier keine Befriedigung; er läßt sich also wieder auf die Entwickelung des Menschen ein und sucht sich daraus zu berichtigen. Er findet den Menschen

in der Erfahrung, als ein organisches Naturprodukt, worin sich die Kraft — Leben äußert, die manchmal in eine Anomalie fällt und Schlaf wird.

Er denkt sich also jene beiden uranfänglichen Stoffe als solche, in deren einem der Grund des materiellen Organismus, in dem andern aber die Anlage zu der Kraft liegt, die sich in der Erscheinung als Leben äußert. In Verwandtschaft und Verbindung wirken sie und bringen das Produkt Mensch hervor.

Wie der Mensch seine Nahrung theils aus der Luft, theils aus einem schon zubereiteten Material ziehet: so kann es auch nur bei der Erhaltung und Ausbildung jener beiden Grundstoffe gedacht werden.

Ohne Luft kann der Mensch nicht leben. Es muß also in der Luft ein Etwas seyn, das ihm diese Kraft erhält. Jener uranfängliche Stoff also, in dem die Anlage zur Lebenskraft lag, mußte auch sein Leben aus seiner respektiven Atmosphäre nicht nur erhalten, sondern

auch, wie er sich entwickelte, immer mehr Nahrung aus derselben an sich ziehen.

Die Luft bleibt dem Menschen, als organisches Produkt, immer unentbehrlich. Jener Stoff, welchen wir nun den Lebensstoff nennen wollen, half dem andern, welcher der materielle heißen kann, in welchem der Grund des materiellen Organismus lag, zu seiner Entwickelung, wie er ihm noch nöthig ist zu seinem Bestehn.

In dem Zusammentreten beider Stoffe ward der Lebensstoff von dem materiellen gebunden, und bleibt es auch bei dem Fortrücken des materiellen bis zur vollen Entwickelung desselben.

Die Lebenskraft also, die in dem Organismus ist, liegt in dem Lebensstoff, der sich uranfänglich damit verband, und von dem materiellen Stoff, der in Organismus übergegangen ist, gebunden ward.

In der Verbindung, worin beide Stoffe mit einander stehen und bleiben, wirken sie reciprok auf einander fort. Der Lebensstoff ist

das primum agens des materiellen und dieser bindet jenen, daß er sich ferner auswickeln kann. Beide haben ihre respektiven Verwandtschaften, mit denen sie sich im Fortgehen immer mehr und mehr verbinden, bis beide zusammen den vollen Erdenmenschen in der Erscheinung darstellen.

Der von Anfang wirkende Lebensstoff wirkt in dem materiellen fort, und behält seinem Volumen nach das Verhältniß, das er von Anfang her zu demselben hatte. Der materielle geht in Organisation über und bildet nach und nach flüssige, feste und harte materielle Theile des Körpers, welche unter sich einen Mechanismus hervorbringen, der die nach und nach nöthig gewordenen Funktionen des Körpers fördert.

Jeder Mechanismus bedarf seiner respektiven Reize, wenn er sich in der nach seiner Natur ihm angemessenen Kraftthätigkeit erhalten soll. Der erste Reiz ist jener Lebensstoff, der den materiellen von Anfang in Wirksamkeit setzte, und der, in ihm und mit ihm gleichsam

aufgewachsen, in demselben noch immer fortwirkt und fortwirken muß, wenn er sein organisches Leben behalten und äußern soll.

Von diesem Reiz begleitet, verrichtet der Mechanismus nun auch seine mechanischen Funktionen, die als solche auch eine mechanische Constitution erfordern, daß immer ein Theil den andern treiben und also reizen muß, wenn er seiner Natur nach gesetzmäßig wirken und also der ganzen Maschine sich auch krafthätig zeigen soll.

Alle Funktionen eines jeden Mechanismus, und also auch des thierischen, können aufhören oder stocken. Im letzten Fall ist immer noch Leben da, aber nur anomalisch; und in diesem Fall entsteht bei dem Menschen der Zustand, welchen wir den Schlaf nennen.

Der thierische Mechanismus in seinem vollen, gesunden, freien Zustande, wo jener erste Reiz, der Lebensstoff, frei und ungehindert in ihm und auf ihn wirken kann, ist der Zustand des Lebens und Wachens. In dem Lebensstoff an sich und in Beziehung auf gewisse

Subjekte können wir keine Anomalie denken; denn wenn auch seine Kraft scheint verloren oder geschwächt zu seyn, so liegt die Ursache davon in dem Mechanismus, der das Substrat ist, in welchem und auf welches er wirken soll, der aber, wenn er irgend fehlerhaft ist oder wird, dessen Kraft hindert, daß sie sich nicht thätig zeigen kann.

Der thierische Mechanismus kann nicht nur gehindert, sondern auch geschwächt werden, so daß er nicht mehr in seinem vollen, gesunden und freien Zustande wirken kann. Wenn ich ermüdet bin, so wollen mich meine Füße nicht mehr tragen, meine Augen fallen zu, mein Gefühl stockt — und doch ist der Lebensstoff noch in mir, und doch schlafe ich ein: wie kommt das?

Das volle Leben bedarf einer beständigen Restauration. Der Lebensstoff eines jeden Subjekts hat seine bestimmte individuelle Atmosphäre, in welcher und durch welche er allein mit seiner ganzen Kraft wirksam seyn kann, wenn ihm die Kanäle offen sind, durch welche

er in reciproker Wirkung mit derselben steht. Diese Kanäle aber sind die materielle Construktion des Organismus. Sind nun die Theile desselben durch Etwas, z. E. durch Arbeit, geschwächt, durch verlorne Flüssigkeiten, die sich nicht sogleich wieder ersetzen können, z. E. durch Schweiß, erschlafft: so kann der innere Lebensstoff nicht mehr seine volle Kraft darin äußern und durch diese abgespannten Kanäle von außen den vollen Zufluß an sich ziehen, der ihm zu seiner respektiven vollen Kraftthätigkeit, um die ganze Organisation im wachenden Zustande zu halten, nöthig ist. Der geschwächte Mechanismus muß sich erst wieder erholen. Die Fibern sind erschlafft, die Elastizität ist gesunken, das Bewußtseyn hört auf, es erfolgt eine Anomalie: und so tritt unterdessen, bis alles durch Ruhe, welche erfolgt, weil der Lebensstoff nicht kraftvoll in dem Organismus wirken kann, wieder gestärkt ist, der Schlaf ein.

So findet der Anthropologe auf dem Wege der Entwickelung des Zustandes des Menschen

den Grund des merkwürdigen Phänomens, des Schlafs, und er schmeichelt sich, ganz rationell auf dem Wege der Natur gegangen zu seyn und die Auflösung des Problems gefunden zu haben, das sich nur aus dem Objekt selbst auflösen ließ, aus welchem es hervorging. Und dieses um desto mehr, weil er auf diesem Wege sich nun auch alle andere, den Schlaf begleitende Wahrnehmungen erklären kann.

Ich athme im Schlafe fort und lebe. Die ganze Communikation des Lebensstoffes mit der äußern Atmosphäre ist nicht aufgehoben, sondern nur durch den abgespannten Organismus gehindert, daß er den darin gebundenen flüssigen Stoffen nicht zu ihrer vollen Kraftäußerung und Wirksamkeit dienen kann. Die Hülfe ist da, aber der geschwächte Organismus mit den in ihm gebundenen Lebens- und andern Stoffen findet sich jetzt unfähig, sie anzunehmen. Er behält durch den innern Lebens-

stoff wohl noch sein Vermögen zu wirken, ist aber in seiner Abstimmung nicht stark genug, es wirken zu lassen. Der Mechanismus ist durch die Erschlaffung zu einer Atonie herabgesunken, worin er nur noch eine Anomalie des Lebens behaupten kann. Die durch das Athmen fortwährend eingezogene Luft, welche allein durch die Thätigkeit des Organismus ihre volle Wirkung zeigen kann, kann es eben jetzt nicht, weil die Organisation abgespannt ist.

Im tiefen Schlaf schnarcht man. Die vermittelnden, jetzt abgespannten Respirationsorgane, die im wachenden Zustande ein ganz harmonisches Verhältniß mit der eingeathmeten Luft haben, und sich so wenig hören lassen, als man die eingeathmete Luft sehen kann, verlieren im Schlaf dieses Verhältniß, spielen unregelmäßig und geben also der darauf wirkenden Luft einen unharmonischen Ton, der genug ver-

räth', daß sie jetzt eben nicht so gespannt und gestimmt sind, als sie der regelmäßigen Natur nach seyn sollten.

Ich gähne, wenn ich schläfrig bin. Es scheint mir an Luft zu fehlen; der gewöhnliche Respirationsweg scheint zu enge zu seyn, meinem Bedürfniß abzuhelfen, — ich öffne den Mund und mache ihn weiter. Ich werde nun entweder wieder munter, oder noch schläfriger. Im ersten Fall führe ich den sich eben erst abspannenden Theilen ein mehr als gewöhnliches Maaß von Reiz und Kraft zu, und sie stärken sich wieder, weil der auf einmal stärker darauf wirkende Reiz die eintretende Abspannung besiegt; ich hochathme und bin wieder munter; im andern Fall sind die Theile schon zu abgespannt und der durch offenen Mund zu stark darauf gebrachte Luftreiz überreizt sie, worauf noch mehr Erschlaffung folgen muß.

Ich wache wieder auf. Die Verdauungsfunktion cessirt nicht im Schlaf, ob sie gleich

schwächer ist, als im Wachen. Die abgespannten Theile haben sich durch die aus der Verdauung und den in andern Theilen schon präparirten Stoff wieder gestärkt, sie haben wieder ihre volle Spannung und Kraft bekommen, daß sie nicht nur selbst, ihrer Bestimmung angemessen, unter sich harmonisch spielen können, sondern auch dadurch Receptivität haben, den vollen Reiz des innern Lebensstoffs und der unaufhörlich auf sie wirkenden äußern Luft auf- und anzunehmen, und diese beiden Reize selbst dadurch wieder in volle Verbindung und gegenseitige Wirkung zu setzen, daß die Erscheinung des vollen Wachens von selbst erfolgen muß.

Man könnte nun wohl einwenden, das Phänomen des Schlafs, in so fern er aus Ermüdung oder durch Ausleerung gewisser Bestandtheile der Organe entsteht, lasse sich auf solche Weise wohl erklären, aber derselbe Grund reiche nicht zu für andere Fälle, wo der Schlaf

eintritt. Der Mensch wird auch schläfrig und schläft ein, ohne besonders ermüdet zu seyn oder durch besondere Ausleerung eine Erschlaffung der Organe erlitten zu haben. Es ist allerdings auch im wachenden Zustande ein beständiges Rückwirken der Organe da, woraus man eine Ermüdung oder eine Abspannung derselben folgern könnte. Das kann man aber nicht annehmen, theils, weil durch dieses beständige Kämpfen (welches nicht als ein feindseliges darf angesehen werden) im gesunden Zustand eigentlich kein Organ leidet, oder Etwas verliert, sondern vielmehr gewinnt, weil ihm dadurch das zugeführt und brauchbar gemacht wird, was es zu seiner vollen Kraftäußerung nöthig hat; theils, weil nach der organischen Construktion, durch diese beständige reziproke Rückwirkung, eigentlich das Leben und mithin auch das volle Wachen erhalten und gefördert wird; und weil das Wachen, als etwas Positives, mit dem Schlaf, als etwas Negatives, in Bezug auf das Leben nicht einerlei Grund haben kann, wenn nicht noch ein Drittes dazwi-

schen kommt: so kann der beständige Organenkampf an sich nicht als ein Mittel zur Ermüdung und Erschlaffung der Organe, woraus Schlaf erfolgen müßte, gedacht werden. Also muß im Zustande der Gesundheit, wo wir jene Veranlassungen zum Schlaf nicht finden, noch eine andere Vermittelung da seyn, welche die Einladung dazu macht. Und diese Vermittelung liegt zwar noch in jenem Lebensstoff, aber nicht an sich allein, sondern in den andern Stoffen, die ihm assoziirt sind und die ihm gleichfalls aus der Atmosphäre mit zugeführt werden. Diese mit dem Lebensstoff verbundenen und nach Umständen sich modifizirenden Stoffe affiziren die Organisation eben so, wie vorher die Ermüdung und Erschlaffung durch Ausleerungen, und bringen daher gleiche Wirkungen hervor, den Schlaf. Diese mit dem Lebensstoff verbundenen andern Stoffe haben eine Verwandtschaft mit denen, die zur Materie übergehen, sie assoziiren sich mit denselben, und wenn sie in ihrer direkten ungehinderten Lage und Kraft zum Leben und Wachen helfen, so

können sie unter Umständen das Leben stören und das Wachen in den Schlaf herabsinken machen.

Jede respektive Atmosphäre eines Individuums steht mit der ganzen Erdatmosphäre in Verbindung und Wechselwirkung, ist als eine Species von dieser als ihrem Genus zu denken, die von derselben Modifikationen annehmen kann und annimmt. Wenn die große Erdatmosphäre heiter ist, so ist auch, und so kann auch die specielle eines Individuums heiter seyn; ist sie düster, vielleicht dunkel, so wird auch diese darnach modifizirt. Und diese, unter Umständen bald so, bald anders modifizirte, Atmosphäre, worin ein Individuum lebt, hat natürlich auch einen direkten Einfluß auf dasselbe, und kann seine eigenthümlichen materiellen Stoffe auch so affiziren, daß seine Organisation erschlaffen und ein Schlaf daraus erfolgen muß.

Daraus läßt sich erklären, warum gewöhnlich mit dem Abend eine Einladung zum Schlaf kommt. Zu den feinern Stoffen, welche die

innere unsichtbare Organisation des Menschen ausmachen, gehört auch Lichtstoff, der den ganzen Körper durchströmt und mit dem in der äußern Atmosphäre befindlichen gleichen Stoff in unausgesetzter Verbindung und Correspondenz steht. Wenn nun das, was ich vorher (im 1. St. über das Sonnenlicht) gesagt habe, Grund hat, daß der Lichtstoff überhaupt nach den verschiedenen Umständen sich entwickele oder binde, und dem gemäß auch ganz und freier, oder schwächer oder gar nicht wirken kann: so wird, wie des Abends das Licht der großen, und also auch der nähern Atmosphäre sich bindet, eben so verhältnißmäßig der Lichtstoff in dem Menschen gebunden. Und dem gemäß also, wie das innere Licht in dem Menschen durch diese Modifikation verändert ist, und also nicht mit seiner gewöhnlichen Kraft auf die feinere und gröbere Organisation weiter fortwirken kann, muß auch diese eine Veränderung leiden, wodurch denn auch das Verhältniß leidet, worin der Lichtstoff mit dem Lebensstoff stehen muß, wenn dieser als das primum

agens zum Leben und zum Wachen wirksam und thätig seyn soll. Kann dieß aber nicht seyn, so muß eine Anomalie erfolgen; und weil diese durch den gebundenen Lichtstoff entsteht, welcher dadurch selbst seine feinere Wirkungskraft verliert, so müssen die consensuellen Theile der Organisation dadurch zugleich mitleiden — sich auch abspannen und zum Schlaf hinneigen.

Daß dieses so sey, lehrt die Erfahrung besonders an den Thieren, welche mit dem herannahenden Abend ihre Neigung zum Schlafen verrathen und eine Ruhestätte suchen, wovon der Grund höchst wahrscheinlich in nichts Anderm zu suchen ist, als in der Atmosphäre. Wie mit der hinabsinkenden Sonne des Abends der Lichtstoff der großen Atmosphäre gebunden wird, so bindet er sich auch in dem thierischen Leben und verliert seine Kraft, auf die Organisation so voll und so stark zu wirken, daß sie sich mit ihrer ganzen Kraft äußern könnte.

Es gibt zwar einige Thiere, bei welchen sich ein umgekehrtes Verhältniß zeigt, z. E. die

Eulen, die des Nachts wachen, wenn die andern schlafen. Nach meiner Erfahrung aber wachen sie in der Regel sonderlich bis um Mitternacht, und davon liegt der Grund vielleicht bloß in der Construktion ihres Auges und in der unproportionirten Quantität des Lichtstoffs, der in ihrem Körper gebunden ist. Verhältnißmäßig haben sie dergleichen mehr als andere Thiere und brauchen also einen gewissen Grad von Bindung desselben, wenn sie recht sehen und ganz wachen sollen. Wenn nach Mitternacht gegen Morgen die heraufsteigende Sonne das Entbinden des Lichtstoffs wieder fördert, so tritt das umgekehrte Verhältniß des Zustandes wieder ein. Dieß bestätigt auch die Erfahrung bei totalen Sonnenfinsternissen. Wenn sie eintreten, gehen manche Thiere schlafen, und so wie sie sich wieder verlieren, werden sie auch wieder munter.

Nach dieser Vorstellung, daß die Atmosphäre durch ihre Einwirkung auf die Organe den Schlaf befördere und hervorbringe, lassen sich nun noch mehrere merkwürdige Erscheinun-

gen in der Natur erklären. Der Schlaf der Bäume und mancher Thiere, den ganzen Winter durch, die im Frühjahr wieder aufwachen, und also zeigen, daß sie den eigentlichen Lebensstoff, im engsten Verstande, noch haben, verräth genug, daß weil er mit dem Herbst eintritt, wo die Veränderung der Atmosphäre sehr groß ist, er in dieser seinen Grund habe. Bäume und Thiere brauchen Wärme zu ihrem Vegetiren. Wenn sie diese nicht haben in dem Maaß, welches ihre Natur fodert, so verdicken ihre Säfte, daß der Lebensstoff seine ganze Wirkung nicht mehr auf sie zeigen kann. Im Herbst fällt diese Wärme nach und nach weg; es bleibt bei ihnen nur noch ein anomales Leben oder Schlaf. Bei der anders modifizirten Atmosphäre im Frühjahr regt sich die Wärme wieder auf, und damit kommt das Erwachen der Bäume und jener Thierklassen wieder zurück.

Man könnte einwenden: Phantasiren sey doch ein höherer Grad vom Wachen. Nun

hebt sich aber die Phantasie des Abends; der kalte Mann, der des Morgens ganz rein philosophirt, ist oft des Abends sogar ein Schwärmer; und also wirke die veränderte Atmosphäre hier gerade umgekehrt. Könnte man hier aber nicht etwas Aehnliches denken, wie bei der Eule? Der Geist, dessen körperliches Vehikel beim mehr entbundenen Lichtstoff kalt und rein philosophirt, könnte der nun nicht eben des Abends, wenn sich die Lichtatmosphäre wieder bindet, an dem reinen Denken gehindert; und nun, weil die Thätigkeit desselben fortwirken will, aber nicht rein fortwirken kann, zu dem Spiel verleitet werden, welches wir Phantasie nennen? Geisteskraft äußert sich immer in der Phantasie; aber sie zeigt sich eben als Phantasie, wenn sie der mit ihr verbundenen Sinnlichkeit unterliegt, daß sie dieser, und diese nicht ihr, folgen und dienen muß. —

Es ist eine äußerst merkwürdige Erscheinung der Natur: daß man Kröten lebendig in

Steinen und Bäumen, ja in Felsen gefunden, deren Wohnungen man erst mit Gewalt und Kunst eröffnet hat. Vor zwei Jahren erzählte mir Herr Oberbergmeister Grillo in Wettin, daß man beim Graben nach Braunkohlen mehr als Klafter tief unter der Erde, in einer Lage von festem Lehm, eine Kröte lebendig gefunden habe, die in einem Loch, worin gerade ihr Volumen Raum hatte, wohnte. Daß diese Kröte in diesem ihren Aufenthalt mehr als hundert Jahre gelebt und gewohnet hatte, ist kein Zweifel. —

Ein jedes lebendes organisches Geschöpf braucht ein bestimmtes Maaß von Erhaltungsmitteln, hat seine eigene bestimmte Atmosphäre, worin es nicht nur lebt, sondern sich auch dessen wieder entledigt, was es nicht zur eigenen Consumtion braucht; und das wieder findet, was es neben dem spezifiken Nahrungsmaterial aus der Luft braucht und bedarf. Ohne Luft im Allgemeinen kann nichts leben und bestehen; die Luft im Allgemeinen durchdringet auch Alles, auch die festesten Körper; und Luft

ist und wirkt also auch in einer jeden respektiven Atmosphäre eines Thiers auf dasselbe. Die in einem Stein eingeschlossene Kröte genießt also noch die Wohlthat der Luft im Allgemeinen; freilich nicht so voll, als in der Freiheit, doch so viel, als sie Spezifikes davon braucht. Die spezielle Atmosphäre desselben aber, die sie zunächst umgibt, hat auch ihre speziellen Stoffe und Bestandtheile, die sie ausschließend braucht, wenn ihr Leben bestehen soll. Diese nähere Atmosphäre steht aber mit der entferntern nach dem allgemeinen Gange in einer reziproken Verbindung, daß sie aus derselben nimmt und in dieselbe hingibt, was der gewöhnliche Wechselprozeß fodert. Tritt nun ein solcher Umstand ein, wie bei der im Stein eingeschlossenen Kröte, daß die spezifike Atmosphäre von der allgemeinen so getrennt ist, daß zwar die Luft im Allgemeinen noch wirken kann, daß die besondere Atmosphäre aber in ihrem Prozeß mit der allgemeinen gehindert wird, und sie also aus dieser das nicht mehr hernehmen kann, was zur Erhaltung des Thiers

gehört: so muß sich ein neuer Quell eröffnen, woraus es so viel zieht, als es braucht, und das ist die Kröte selbst. Beim Eintritt der Einkerkerung wurde die besondere individuelle Atmosphäre von der allgemeinen plötzlich abgeschnitten, so daß aus dieser kein pabulum vitae in die besondere hinüberfließen konnte; aus dieser konnte aber auch Nichts in die große Atmosphäre hinfließen und verloren gehen, sondern, was sie hatte, behielt sie, und dieß wurde durch die Ausdünstung der schon in der Kröte selbst befindlichen gleichen Stoffe so gesättiget, daß dieses kleine Magazin einen immer zureichenden Vorrath von dieser Seite nöthiger Bestandtheile zur Nutrition der Kröte hatte, welche sie selbst ausdünstete und wieder einhauchte, und von welchen nichts verloren gehen konnte, weil ihre kleinere Atmosphäre von der größern so getrennt und geschieden ist, daß kein weiterer Ab- und Zufluß dieser besondern Stoffe statt finden kann, sondern es bleibt ein beständiges verhältnißmäßiges prozessualisches Nehmen und Geben zwischen der Kröte

und ihrer besondern Atmosphäre. Was die Kröte hatte, gab sie ihrer speziellen Atmosphäre, und was in dieser von ähnlichen Stoffen war, die elastisch sind, diente als Reiz, den nöthigen Prozeß immer zu erneuern und also das zu bewirken, was von dieser Seite zur Erhaltung des Lebens nöthig war.

In dieser einen Hinsicht wäre es also denkbar, daß eine Kröte ihr Leben auf sehr viele Jahre behalten könnte. Neben der Nahrung aus der Atmosphäre braucht sie aber auch zubereitete materielle Nahrungsmittel, als Würmer, Insekten, dergleichen sie in ihrem jetzigen Zustand nicht hat. Sie braucht aber jetzt dergleichen nicht, weil ihre äußere Consumtion sich nur auf ihre jetzt eingeschränkte Atmosphäre erstreckt, worin nicht nur ihre ausgedünsteten Stoffe, sondern auch ihre Excremente bleiben, sich auflösen, wieder mit eingeathmet werden, und proportionsmäßig allezeit so viel ersetzen können, als das Thier hergegeben hat. In ihrer jetzigen Lage hat sie also und behält sie zu ihrer Nutrition dieselben Mittel und dasselbe Maaß der-

selben, welches sie hatte, da sie in diesen Zustand trat, von denen sie damals lebte und nun auch noch fortleben konnte.

Inzwischen war dieses allein doch noch nicht zureichend, ihr das Leben so lange zu erhalten, denn die Monotonie in dem eben erzählten Prozeß zur Erhaltung des Lebens mußte sich in einer so langen Periode nach und nach zu einer Atonie herabstimmen, worauf der Tod erfolgte; und wenn man auch dieß, nachdem dieser Zustand einmal da war, nicht fürchten, sondern annehmen wollte, daß sie in diesem immer gleichförmigen Zustand und bei dem Zufluß der zur Nutrition nöthigen Mittel hätte fortleben können: so muß man doch denken, daß sie beim Eintritt dieses eingeschlossenen Zustandes, der ihrem vorigen gewöhnlichen vollnatürlichen Zustand so ungleich war, alle ihre Kräfte werde angespannt haben, um sich selbst aus diesem Gefängniß herauszuarbeiten, und daß diese Kraftäußerung sie so müsse geschwächt haben, daß die dadurch abgespannten Organe in diesem eigentlich respektive unnatürlichen Zu-

stand sich auch nicht wieder zu ihrer nöthigen Kraftäußerung und Thätigkeit erheben und stärken konnten, und daß diese Entkräftung den Tod würde verursacht haben. Allein gerade diese Abspannung setzte sie in einen Zustand von Leben, der nur noch eine Anomalie ist, worin sie, einmal dahin versetzt, nicht mehr so viel Aufwand braucht, als vorher; und weil nun dazu kam, daß der Zufluß des Lichts von außen ganz und plötzlich abgeschnitten war, und die dadurch zum vollen Leben nöthige Constitution so modifizirt ward, daß die volle Kraftäußerung des Lebens für die Folge wegfiel, und nichts als eine Anomalie, ein beständiger Schlaf eintrat. Wenn es nun an sich denkbar ist, daß ein organisches Wesen in einem beständigen ganz gleichförmigen Zustand, worin es durch nichts eine Abänderung leidet oder macht, immer fortdauern und fortwirken könne: so kann man sich auch die Möglichkeit erklären, wie solche Kröte in ihrem Gefängnisse so lange leben konnte. Man sieht aber auch, daß bei diesem ganzen Prozeß am Ende die Sache vornemlich

darauf kommt, daß dem Thiere der äußere Lichtzufluß abgeschnitten war, wodurch eigentlich die Anomalie des Lebens, der Schlaf, eintrat; der Zustand, bei welchem es sich ganz denken läßt, daß ein gleichförmiger fortgesetzter Kreisumlauf der zum Leben nöthigen Bedingungen statt finden konnte. Sobald der Kerker zerbrochen ward und die volle Atmosphäre mit allen ihren Bestandtheilen wieder auf das Thier wirken konnte, und also auch der wohlthätige Einfluß des äußern Lichts wieder eintrat, war es auch wieder ganz lebendig.

Daß die Entfernung oder Ausschließung des Sonnenlichts einen sehr merklichen Einfluß auf den Schlaf oder einen schlafähnlichen Zustand habe, lehren mehrere Erfahrungen. Vor einigen Jahren, in einem Frühjahr, da großer Mangel an Fütterung für das Vieh war, begegnete ich einem alten Oekonomen auf dem Felde, der sich gewöhnlich, zwar etwas komisch,

aber lakonisch, ausdrückte. Wie geht's? sagte ich zu ihm. — Hm — antwortete er: Wie geht's — Der Schlaf muß uns jetzt helfen. — Der Schlaf! — Wir können im Winter genug schlafen, jetzt muß man wieder munter seyn. — Ach — wenn der Schlaf mich jetzt nicht rettete, meine Kühe brüllten mich zum Hofe hinaus. — Ich lächelte — und, wie so? — Ich kann sie den Tag nicht einmal satt füttern — und das Wenige, das ich ihnen geben kann, theile ich auf zweimal ein und gebe es ihnen gegen Mittag und gegen Abend. — Aber des Morgens sind sie doch wohl am hungrigsten? — Nein, da kriegen sie gar nichts. Wenn ich sie gegen Abend gefüttert habe, daß sie mit dem Dunkelwerden fertig sind, dann stopfe ich alle Ritzen zu, daß auch nicht der geringste Lichtstrahl in den Stall kommen kann. Dann legen sie sich nieder. — Bis den andern Tag gegen Mittag lasse ich den Stall fest verstopft; sie denken, es ist noch immer Nacht und liegen stille bis gegen Mittag. Sobald ich aber die Thüre öffne, springen sie

auf, schreien aus vollem Halse und wollen vor Hunger die Ketten zerreißen. Dieses Exempel machte mich aufmerksam und ich habe es an mehrern Thieren bestätiget gefunden; ja selbst an dem Menschen, wenn er in einer ganz dunkeln Kammer schläft, bestätigt es sich, daß er noch einmal so lange schlafen kann, als er gewöhnlich schläft.

Zustand zwischen Schlafen und Wachen.

Der Zustand zwischen Schlafen und Wachen, wo man als ein Wachender denkt und handelt und doch zugleich schläft, ist äußerst sonderbar, und doch gar nicht so selten, als man vielleicht denken möchte. Mehrere Menschen sind öfters in diesem Zustand, halten ihn aber für einen gewöhnlichen Traum und reflektiren also nicht weiter über das Unterscheidende, welches sich darin findet. Sie halten die darin vorkommenden Erscheinungen für Gebilde einer exaltirten Phantasie, nennen die Erscheinungen von darin vorkommenden Personen Gespenster, (welches ein sehr zweckmä-

ßiges Mittel ist, die Gespensterfurcht zu erhalten, weil doch nur wenige Menschen sind, die sich nicht manchmal in diesem Zustande befänden,) und suchen durch Phantasie Erklärungen darüber zu machen, wobei man sich beruhigt, dem gemäß, wie man eine Theorie schon genug begründet glaubt, oder wie man solche Naturerscheinungen aus der Natur selbst will hervorgehen sehen. Dieß verlangt der Anthropologe: er sucht alle Erscheinungen auf, die aus dem Menschen hervorgehen, geistige und körperliche, und klassifizirt sie nach der verschiedenen Beschaffenheit, worin er sie gewahr wird. Wachen, Schlafen, Träumen sind Ihm Eins von dem Andern genug unterschieden; kommt er dann auf den Zustand zwischen Schlafen und Wachen, den man schon nach seiner Benennung als einen von den vorigen verschiedenen ansieht, worin der Mensch mit Freiheit denkt und nach Willkühr handelt, und doch schläft, so wird ihm die Frage ganz natürlich: Wie kommt das? und was ist das? Um sich darüber bestimmen zu können,

vergleicht er diesen Zustand mit den andern ihm ähnlichen, und sieht und sagt, was dann herauskommt; und das wollen wir jetzt auch thun.

Wir fangen von der letztern Frage an: was ist das für ein Zustand, worin ich theils wache, theils schlafe? Wenn ich ihn ganz, weder zu dem einen noch zu dem andern rechnen kann und darf, gehört er denn ins Register des Träumens, welches doch eigentlich auch ein theils wachender, theils schlafender Zustand ist, und ist es nur ein erhöheter Grad davon, oder was ist es für ein Zustand?

Ich habe vorher (über den Schlaf) gesagt: „Der wachende Mensch ist thätig in sich und außer sich; er wirkt auf die Außenwelt und diese wirkt auf ihn zurück durch seine äußeren Sinne. Er ist sich Seiner und äußerer Erscheinungen bewußt, er mag sie selbst verursachen, oder sie mögen ihm gegeben werden."

Von der physiologischen Seite kann also der gesunde wachende Mensch durch sich selbst die volle Kraft seiner Organisation in Thätigkeit, auch außer sich, übergehen lassen, und die höhern und niedern Kräfte seines Geistes wirken mit Freiheit und Bewußtseyn in ihm selbst nicht nur, sondern auch in den Kreis des Universums hinein, so weit als ihm durch den Grad seiner Kultur die Thüre dazu geöffnet wird. Bei dem gesunden wachenden Menschen sind alle Sinnen offen, alle Glieder können die zum Handeln und Wirken gefundene Gelegenheit benutzen; er denkt und reflektirt darüber, und gibt nach Befinden der Sache und Umstände seinem Begehrungsvermögen eine Richtung, welche er will. Sein freier Geist wirkt frei, übt eine Herrschaft über seine Neigungen, bedient sich seiner Organe zu einem beliebigen Gebrauch, und verändert seine Handlungen, wie er es nach Gründen und Umständen für schicklich, nöthig und gut findet.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der menschliche Geist in diesem seinen gesunden wachenden Zustande sich aus seiner gewöhnlichen, regelmäßigen, constitutionellen und organischen Ordnung gleichsam heraussetzen, sich selbst vergessen und durch seine Phantasie eine Ordnung von Dingen bilden kann, die eine ganz neue Welt darstellen, welcher er zwar die Formen der reellen geben kann, die aber weiter nichts an sich, als ein Spiel von Vorstellungen ist, wozu die Imagination, das Reproduktionsvermögen und die Ideenassoziationen ihm die Gelegenheit machen. Solche Vorstellungen können sehr consequent seyn, aber der Dichter z. E. weiß es doch immer, daß sie an sich keine Realität haben. Schwärmt er einmal, so dünkt er sich wohl in einem reellen Kreise zu seyn; aber sobald er wieder kalt denkt und mit Vernunft prüft, und seine idealischen Gebilde mit wahren Empfindungen vergleicht: so hält er sie auch für weiter nichts, als was sie sind, für bloßen Schein. In seinem Flug verbindet er Wirklichkeit und bloße

Ideale so harmonisch mit einander, daß sie ein scheinbares und auch schönes Ganze geben. Er baut eine Welt, und holt die Materialien dazu theils aus der wirklichen Welt, theils aus seiner Phantasie. Im Zustande seiner Begeisterung, wo er seine Welt ausbildet und darstellt, benutzt er das Eine so gut, als das Andere, ohne sich darum zu bekümmern, auf welchem Boden diese Materialien gewachsen sind; aber sobald er sie bloß als denkender Mann und Kritiker wieder ansieht, so weiß er recht gut, wer ihm Dieses oder Jenes geliefert hat. Ueber wirkliche Dinge hat er ein gewisses innerliches Gefühl, welches sich mit seinem Bewußtseyn verbindet und nicht von seiner Willkühr abhängt, das von äußern Eindrücken bewirkt wird, wobei er Raum, Zeit, Ursache, Folge und allerlei andere Verhältnisse unterscheiden und beurtheilen kann. Das Wirkliche wirkt also auf uns und bringt eine wirkliche Vorstellung und Kenntniß von andern Dingen außer uns hervor, daß wir es uns nicht abstreiten lassen können, daß so Etwas außer uns da

sey, ein wirklicher Gegenstand, der unser ganzes Gemüth affizirt. Wer in diesem Zustande ist, wenn er nicht glaubt, Alles sey Traum, der sagt: ich wache, wenn die Phantasie mitunter auch manches Spielchen getrieben hat. Er sieht diese nach seiner constitutionellen und organischen Beschaffenheit, die freilich auch ohne diese Art von Phantasie bestehen kann, als eine Aufwallung des Gemüths an, die der im Blute ähnlich ist, die er durch den Takt beurtheilt und darnach an die Grenze bringt, wo Reelles und Ideales sich scheiden.

So natürlich und gesetzmäßig nun aber auch Alles hier seyn und gehen mag, so lehrt es doch auch die Erfahrung, daß bei dem wachenden Menschen die Phantasie auf verschiedene Weise modifizirt werden kann. Wann diese geistig-sinnliche anomalische Kraftäußerung des Menschen erst einmal aus reiner anthropologischer Ansicht beleuchtet seyn wird (vergl. 2. St. S. 42.): so wird sich über solche Modifikationen und die daraus entstehenden Erscheinungen auch eine ganz neue Ansicht ver-

breiten. Wenn sie auch ein ganz reines Geistesvermögen seyn kann, das durch keine Sinnlichkeit geleitet oder gebunden wird: so ist doch auch dieser Zustand ein wachender Zustand; und wenn unwillkührlich bei ihren Dichtungen Realitäten dazwischen kommen, so wird es sich doch immer unterscheiden lassen, was von der einen oder der andern Seite das Produkt gegeben hat. — Hier brauchen wir jetzt nur auf Erfahrungen hinzuweisen, daß auch beim wachenden Menschen die Phantasie unter mancherlei Abweichungen erscheinen könne. Wer hat nicht Exempel von Wahnsinnigen, Rasenden und Fieberkranken gesehen, deren Phantasie sich so verwickelt und verwirrt äußert, daß weder sie noch Andere ein volles Gesetz dazu finden können. Sie wachen, und doch rasen sie, oder sind Narren. Die Ursache, wenn sie bloß in der äußern Sinnlichkeit liegt, ist körperlich: das beweisen auch die hellen Zwischenspiele. Die Phantasie kann also an sich selbst ganz gesund seyn; weil aber ihr Instrument nicht rein gestimmt und mit ihr in Accord ge-

setzt ist, so legt sie ein verwirrtes Drama an und spielt es so unregelmäßig, daß man lachen oder bemitleiden muß.

Das Gegentheil vom Wachen ist der Schlaf, wo die äußerliche Kraftäußerung des Menschen aufhört. Man sehe, was ich vorher darüber gesagt habe. Hier nehme ich den Schlaf im engsten Verstande, wo er durch keinen Traum gestört wird, und wo alle beim wachenden Menschen sich äußernden geistigen und sinnlichen Funktionen aufhören. Das Bewußtseyn erlöscht, verschwindet, und der Gebrauch aller übrigen Geistes- und Seelenkräfte verliert sich. Athemholen ist noch das Zeichen des Lebens; übrigens umgibt ihn todte Stille. Das Auge sieht nichts, das Ohr hört nichts. Alles stockt; er ist keiner Eindrücke der ihn umgebenden Dinge fähig, die äußere Sinnlichkeit hat aufgehört. Im Innern seiner geistigen Beschaffenheit ist es nicht anders. Kein Wille, kein Wunsch, keine Begierde regt sich in ihm. So wenig wie ihn die Außenwelt rührt, so wenig bekümmert er sich auch um sie. Er ist

in diesem Zustande für die geistige, moralische und sinnliche Welt gleich Null.

Mit dem Schlaf aber ist manchmal der Traum verbunden. Im eigentlichen Schlaf, wo der Mensch kein Bewußtseyn hat und nicht außer sich handeln kann, regt sich in ihm keine Kraft, als die innere organische, welche zur Erhaltung des Lebens nöthig ist; im Traum aber regen sich nebst dieser noch auch Kräfte des Geistes. Es mag immer seyn, daß diese Kräfte auch im Schlaf fortwirken und wir uns dessen beim Erwachen nur nicht erinnern; so sagen wir doch erst, wir haben geträumt, und also auch, daß wir Vorstellungen gehabt haben; und, weil uns diese nicht von außen können beigebracht seyn, daß sich unser Gedächtniß öffnet, aus dessen Vorrath entweder die Imagination ein nach Raum und Zeit verbundenes volles Ganze ins Gemüth bringet, oder in dessen Vorrath die Phantasie gleichsam mit beiden Händen als in einen Loostopf hineingreift und herausbringet, was ihr der Zufall darbietet, es durch Beihülfe der Associations-

kraft vermehrt und ihr Quodlibet dem Gemüthe zur Vorstellung darlegt. Das Gedächtniß-, Imaginations-, Associations- und Vorstellungsvermögen sind also im Traume wirksam; und also ist kein Zweifel, daß Geistes- und Seelenkräfte im Traum noch thätig sind, und es entsteht also die Frage in Bezug auf Geistes- und Seelenkräfte: warum nenne ich es Träumen? und wie unterscheidet es sich vom Wachen?

Weil man sich das Träumen gewöhnlich nur nach Graden denkt, es etwa in ein dunkeles, klares, helles und lebhaftes Träumen eintheilt, es also bloß nach psychologischen Begriffsvorstellungen beurtheilt, und sich physiologisch zu wenig darum bekümmert, wie viel die Organisation des Körpers und die Kraft des Geistes dabei wirkt: so bleibt man immer ganz natürlich in einem gewissen Wirwar und kommt auf Erklärungen und Resultate, wobei der Anthropologe nie die befriedigende Auflösung finden kann, die er doch bei einem so merkwürdigen Phänomen in seiner Natur sucht. Wir

wollen also zuvörderst suchen, diesen verschiedenen Graden des Träumens ihre Grenzen zu bestimmen, damit der Anthropologe bei einem jeden stille stehen und nachsehen kann, wo er den Quell so verschiedener Erscheinungen suchen soll und kann.

Der dunkle Traum ist ein Gewirre von Vorstellungen, worin es beinahe nichts als Fragmente gibt — Licht, Schatten und Finsterniß abwechseln. Der Träumende rezitirt einmal ein Gedicht, wohl laut, weiß aber beim Erwachen kein Wort davon — zankt sich mitunter — es kommt eine Pause und so weiter. Alles geht regellos, bunt unter einander. Was Wahnsinn beim Wachenden ist, das ist der dunkle Traum beim Schlafenden. Wenn er erwacht, so hat er kein Ganzes, keine zusammenhängende Vorstellung — nur höchstens einzelne Stücke. Oft weiß er nicht einmal, daß er geträumt hat. Die ihn beobachtet haben, sagen es ihm; und wie ein Nachtwandler besinnt er sich nur auf einzelne Stücke davon.

Der klare Traum ist ein volles Ganze, regelmäßig zu einer Einheit zusammengebracht, obgleich die Materialien dazu nach Raum und Zeit von einander liegen und von noch so verschiedenen Gegenständen entlehnt werden. Alles, was im Gedächtniß liegt, sucht die Einbildungskraft hervor und stellt es der Phantasie dar, um ein Spiel daraus zu machen, welches im Traum Realität hat, aber beim Erwachen verloren ist. Die Phantasie findet hiezu reichlichen Stoff. Der wachende Mensch, der an einem Tage hunderterlei Erfahrungen macht, legt diese ins Gedächtniß — ihr nahes Beisammenseyn amalgamirt Eins mit dem Andern. Manches ist an sich schon assimilirt und assoziirt — dependent von einander, fällt zusammen in die Hände des Erinnerungsvermögens, woraus es die Phantasie nimmt und verarbeitet. Beim dunkeln Traum zeigt sich keine Verstandeskraft; wie ein unverständiges Kind wirft der dunkel Träumende sein Spielzeug unter einander; anders ist es beim klaren Traum. Die Phantasie hat hier den Verstand zu ihrem

Gehülfen und stellt durch dessen Vermittelung Alles in eine gewisse Reihe und Ordnung hin, doch ohne Reflexion, ohne Bewußtseyn, warum sie es so oder anders macht. Der Verstand wirkt eigentlich nur nach einer dem Gemüth schon bekannten angenommenen Regel, nicht mit Freiheitsgefühl. Solcher Traum ist eigentlich ein bloß mechanisches Kunstspiel, wie eine musikalische Uhr, wozu die Imagination dem Künstler heterogene Stoffe liefert, die er zu einer Einheit hinphantasirt und also mit Verstand zusammensetzt, welche ihr Spiel macht, ohne daß sich der Verstand hernach weiter darum bekümmert. Ist das Ding da, so scheint es nun von selbst zu spielen. Der Träumende phantasirt hier, wie der Wachende; nicht wie der Dichter, der bei den ihm schon gegebenen Materialien mit freier Seele in eine fremde Provinz hinwandelt, wo er sonst niemals gewesen ist, und neue Stoffe von da mit zurück bringt, sondern wie der handwerksmäßige Künstler, der nach dem vor ihm liegenden oder schon im Kopfe habenden Muster seine Materialien

mit Verstand verarbeitet. Daß der Verstand bei dieser Art des Träumens nur mechanisch arbeitet und sich nicht um die eigentliche Beschaffenheit seiner Bilder bekümmert, erhellt noch daraus, daß in der Composition seines Spiels, ob es gleich ein zusammenhängendes Ganzes ist, doch so widersprechende Verbindungen und Nebeneinanderstellungen vorkommen, welche der reflektirende Verstand nicht gestatten würde, wenn er sich eben jetzt zu dem ihm sonst eigenen Vermögen erheben könnte. Z. B. Es träumt Jemand, er reise nach Paris — auf der Hälfte des Weges kommt er in seinen Garten, der doch schon weit zurückliegt, findet einen Freund daselbst, der weit davon entfernt wohnt — vor Paris sieht er den Thurm seines Wohnorts u. s. w. Er hat vorher den Gedanken gehabt, nach Paris zu reisen — dieser hebt sich aus dem Gedächtniß hervor, die dadurch angeregte Phantasie rafft geschwind noch andere Bilder zusammen. Die Reise nach Paris ist der Hauptgedanke, den die Phantasie dem Verstande gibt, woran er nun alles Uebrige

anpaßt, so gut als er es in der Richtung kann, worauf er jetzt allein geführt ist — er macht eine komische Reise, worüber er selbst lachen würde, wenn er jetzt nur im geringsten weiter nachdenken könnte.

Eine dritte Art kann man den hellen Traum nennen, welcher dem vorigen zwar ähnlich ist, wo der Verstand doch aber manchmal den Mechanismus desselben zerbricht, sich in einer höhern Kraft zeigt und keine fremdartigen Materialien aufnimmt. Das Erinnerungsvermögen bringt eine gehabte Erfahrung, ohne Etwas dazu zu thun oder davon zu vergessen, wieder vors Gemüth; es ist eine Wiederholung, so wie man wachend Etwas wiederholt, ohne andere Geisteskräfte dabei zu verwenden. So wiederholt mancher Geistliche seine Predigt im Traum. Es wird ein gehabter Gedanke angeregt, welchen die Phantasie aufnimmt und mit Verstand ein regelmäßiges Ganzes daraus bildet, worin sie nichts einmischt, als was zur Sache gehört; und was sie einmischt, das liegt noch in dem Kreise, worin ihre eigenen natürlichen

Kräfte wirken können. Die Vorstellungen fließen nicht ohne Beachtung des Gegenstandes und ohne Reflexion zusammen, sondern werden zweckmäßig gesammlet und verbraucht, z. B. wenn Jemand im Schlaf ein Gedicht macht, das seinen sonstigen respektiven Kräften entspricht. Bei dieser Art des Träumens schläft zwar der Körper, aber die Seele wacht; doch mit der Einschränkung, daß ihre Kraftthätigkeit nur auf den einen Gegenstand gerichtet ist, den sie jetzt bearbeitet, und daß sie keinem andern Reiz den Zutritt gestattet. Dieser Zustand ist dem gleich, wenn der ganz wachende Mensch von allem Andern abstrahirt und nur an den Einen Gegenstand geheftet ist, womit er sich eben beschäftiget.

Wenn nun der Psychologe schon diesen Zustand h a l b w a c h e n d nennt, so fragt der Anthropologe: was ist denn eigentlich der sogenannte Z u s t a n d z w i s c h e n S c h l a f e n u n d W a c h e n, wo der Mensch schläft, und doch auch ganz lebt, frei denkt und frei handelt; frei wirkt und auf sich wirken läßt; sich

mit mancherlei Gegenständen beschäftiget und nach den, nicht aus sich selbst gezogenen, sondern ihm gegebenen, gemachten verschiedenen Umständen und Verhältnissen darüber denkt, urtheilt, sich entschließt; sich selbst, während dieses Zustandes, Fragen, Zweifel macht und sich überhaupt in Allem so modifizirt und gerirt, wie es ein wachender Mensch nur thun kann, daß, wenn zwischen Wachen und Träumen wirklich ein Unterschied statt finden muß, man von diesem Zustande nichts anders sagen kann, als: der Mensch wacht. Andere sehen seinen Körper nicht nur schlafend, sondern er sieht ihn, oder er weiß es selbst, daß sein Körper schläft; und doch wirkt er körperlich, ist körperlich an einem Ort und bringt sinnliche Erfahrungen mit, deren Wahrheit sich oft durch die Folge bestätiget. Er ist es sich bewußt, selbst beim Schlafen des Körpers, daß er wirkliche Vorstellungen und Empfindungen von außen bekommt, die ihm die Ueberzeugung aufdringen, daß jetzt andere Dinge außer ihm wirklich seyn, welche diese Vorstellungen und

Empfindungen in ihm hervorbringen, wobei er selbst geistig und sinnlich so unbefangen wirkt, wie er sonst nur im Wachen wirken kann. Das Gefühl, das hiemit verbunden ist, ist bestimmt, fest und lebhaft, und hängt, in so fern es ihm von außen gegeben wird, nicht von seiner Willkühr ab; wo es aber durch einen andern Gegenstand unterbrochen wird, da fügt er sich wieder frei und willkührlich so hinein, daß Alles zusammen eine freie natürliche Erscheinung bleibt, wie jede andere, die man wachend erfährt. Man vergleiche das Beispiel im ersten Stück auf der 73. S.

Man gesteht es gerne, daß hier noch ein Naturlabyrinth ist, wozu der rechte Schlüssel noch fehlt. Der denkende, nach Erkenntniß strebende Mensch sucht alle ihm angebotene und dargereichte Fäden aufzunehmen und sich daran zu leiten; bisher hat man aber noch nichts gefunden, was das ganze Räthsel lösen könnte. Der bloße Psychologe spricht, um das Räthsel zu lösen, von einer exaltirten Phantasie; weiß aber selbst nicht recht, was er damit

sagen will. Er denkt eigentlich die exaltirte Phantasie eines Dichters, der eine Darstellung macht, wozu er die Theile selbst bildet oder schon gegebenen Datis nachbildet; der sich auch wohl (figürlich) einen schöpferischen Geist zuschreibt, der doch aber durch sich selbst Nichts schaffen kann, welches als eine sinnlich-körperliche Realität auf den Menschen im Schlafe so wirken könnte, daß er dadurch so modifizirt wird, wie wenn ein äußerer Gegenstand ihn im Wachen affizirt. Geht nun gar eine Erscheinung aus diesem Zustand mit in den wachenden hinüber und bestätigt sich da durch Erfahrung: so sieht er sich selbst genöthiget, die exaltirte Phantasie von der Mitwirkung auszuschließen und die Sache noch als ein Geheimniß der Natur liegen zu lassen. Er kann es nach den ihm bekannten Denk- und Naturgesetzen nicht erklären, und wartet lieber, daß sich noch ein neues Gesetz mit der Zeit entdecken werde, wodurch sich solche Erscheinungen entwickeln sollen. Denn er schämt sich, wenn übrigens eine solche Erfahrung allen historischen Werth für sich hat,

sich auf Zufälligkeiten und andere dergleichen ärmliche Ausflüchte zu berufen, wobei er als denkender Mann Blößen geben würde, die seinem Verstande am Ende keine Ehre machen.

Ist der Psychologe auch Naturphilosoph, der Alles als ein Ganzes, als ein Aggregat von geistigen, sinnlichen und körperlichen Kräften ansieht: so zweifelt er nicht, so verwickelt auch die Erscheinungen in jenem Zustande seyn mögen, daß sich in der Natur selbst eine Auflösung dazu könne finden lassen. Ja, er denkt, sie müsse sich finden lassen, weil solche Erscheinung noch immer in dem Ganzen des Horizonts liegt, wo die Analogie ihm an dem wachenden Menschen Erfahrungen und Erscheinungen zeigt, denen jene gleich und ähnlich ist. Diese ist ihm noch ein unbekanntes X, welches aber, weil es homogen mit A ist, ihm wenigstens nicht ganz unbekannt bleiben kann. Er läßt das Ganze ganz, denkt es sich aber, wie es auch ist, als sichtbar und unsichtbar, das mit einander verbunden in einem Raum und gleichzeitig harmonisch wirkt und solche

Produkte erzeugt, die allezeit der Natur angemessen sind, ob er gleich ihre Ursachen, Verhältnisse und dergl. nicht gleich sehen und finden kann. Und, weil er es jetzt als Naturphilosoph allein mit dem Menschen zu thun hat, so tritt er als

Anthropologe auf, betrachtet den Menschen in den Verhältnissen, worin er zur Erde stehet, sieht ihn nach seinem Entstehen und nach seiner Entwickelung an, findet ihn theils sichtbar, theils unsichtbar und dem gemäß auch in einer Correspondenz mit dem, was auf der Erde sichtbar oder unsichtbar ist. Er meint hier nicht die Unsichtbarkeit eines Geistes, wodurch er sich aus der naturhistorischen wahrnehmbaren Sphäre in eine Transscendenz versetzen würde, wo ihn die Erfahrung verläßt; sondern die unsichtbaren feinern materiellen Theile, die die Priorität in der Natur behaupten und woraus erst die sichtbaren grob-materiellen hervorgehen und durch Krystallisation zusammentreten. Was ich nun vorher über die Entwickelung des Menschen und seines Zustan-

des, über sichtbare und unsichtbare Welt und über den Schlaf gesagt habe; und wie ich gezeigt hatte, daß die Phantasmen des H. Nicolai Realität gehabt haben können, die er bei der dermaligen Disposition seines gemüthlichen und körperlichen Zustandes wahrnehmen konnte, das wende man nun hier an: so denke ich, muß ein Licht auf das Räthsel fallen, welches in dem Zustande zwischen Schlafen und Wachen liegt, und die von Anfang gemachte zweite Frage: wie kommt das, daß der Mensch in diesem Zustande mit Freiheit denkt und nach Willkühr, wie ein Wachender, handelt, und doch schläft? sich beantworten lassen.

In diesem Zustande schläft weiter nichts, als der grob=materielle Theil des Menschen. Dieser ist die Hülle des feinern, hat sich aus diesem generirt, kann ohne diesen nicht wirksam leben oder wachen; dieser aber ohne ihn. Tritt nun ein Zustand ein, wie der Schlaf, so kann er seine Kraftthätigkeit verlieren und der feinere innere Theil kann fortwirken. Nur das Sicht=

bare stagnirt und ist für die andere sichtbare Welt außer ihm unbrauchbar; das Unsichtbare aber wirkt fort auf die außer ihm unsichtbare Welt. Im Wachen ist das Grobsinnliche das Vehikel für den unsichtbaren Theil, durch welches dieser auf die äußere sichtbare grobsinnliche Welt wirkt. Die unsichtbare Natur hat ihre Constitution, Organisation und übrige Ordnung so gut, wie die sichtbare. Der innere Mensch gehört zu der unsichtbaren Natur; ist er also im Schlaf von der äußern sichtbaren getrennt, welche ihn im vollen Wachen als Hülle umgibt und hindert, daß er nicht geradezu in die unsichtbare hineinwirken, oder Wirkungen von daher aufnehmen kann: so kann er doch im Schlaf ungehindert in der unsichtbaren wirken und diese auf ihn. Und das ist eben der Fall in dem Zustande zwischen Schlafen und Wachen, wo der Mensch frei denkt und willkührlich handelt, sich selbst beurtheilt und über die ihm vorkommenden oder auf ihn wirkenden Objekte reflektirt u. s. w. eben wie im vollen Wachen. Wenn man weiß, Gleichnisse logisch

zu gebrauchen, und nach der Entwickelung des Menschen und seines Zustandes lernen kann, daß alle äußere grobsinnliche sichtbare Theile des Menschen nur so viele Hüllen sind, die den innern unsichtbaren Menschen bedecken: so kann man sich die ganze Sache unter dem Bilde gewöhnlicher Kleider vorstellen, daß, wenn der Mensch sich aus denselben heraussetzt, er doch noch eben so gut Mensch bleibt, wie in denselben; und daß er in seiner unbekleideten Modifikation in der ihm nun angemessenen Sphäre eben so gut fortwirken und Einwirkungen von außen aufnehmen kann, als vorher.

Es ist bei Fällen dieser Art, um sich nicht in schwankende Raisonnements verwickeln zu lassen, schlechterdings nöthig, wohl zu unterscheiden: ob man bloß von dem Entstehen eines solchen Zustandes spricht; oder von dem, was in der Erscheinung darin durch Erfahrung gegeben wird? Von diesem müssen wir noch sprechen, weil das Bisherige nur auf das Erstere ging.

Fragt man also in der letzten Beziehung, was den Menschen in diesem Zustande beschäftiget, wenn man ihn als einen wachenden Zustand ansehen kann und muß, und wenn das, was er da erfährt, nicht bloße Phantasietäuschung ist: so ist es theils das Sichtbare, theils das Unsichtbare. (Man vergl. 1. St. S. 73.) Und man denke an den Scheintod, den höchsten Grad dieses Zustandes von Seiten der abgespannten, stagnirenden Grobsinnlichkeit: so hat man Beispiele, daß das Sichtbare, oder äußere Grobmaterielle, noch auf den innern Menschen wirken kann und wirkt; um destomehr, weil man es sich bewußt ist, daß man während solcher Wahrnehmung sich wirklich noch in seiner grobsinnlichen Hülle fühlt, sich doch aber auch dessen bewußt ist, daß man von derselben getrennt handelt. Dieß ist ein Beweis, daß man in dieser respektiven Lage sich räumlich noch in seiner groben Hülle befindet und diese nicht hindern kann, daß der innere Mensch noch Wahrnehmungen aus der grobsinnlichen Welt empfangen kann.

Bei der Entwickelung über den Zustand des Menschen zeigte sich, daß der innere Mensch sich ganz von dem grobsinnlichen trennen, ja außer demselben wallen könnte. In diesem Zustand gehört er schon ganz zur unsichtbaren Welt; ist aber noch nicht für die sichtbare todt. Er kann also Wahrnehmungen aus der unsichtbaren Welt haben, hängt doch aber durch irgend einen Faden noch mit der sichtbaren zusammen. Dieser Faden kann einer der feinen, vielleicht ganz gasartigen Stoffe seyn, die er in der unsichtbaren Welt behält, durch die er aber auch mit der grobsinnlichen Hülle verbunden ist und im Zustande zwischen Schlafen und Wachen verbunden bleibt.

Wenn er nun in seiner unsichtbaren Gestalt Erscheinungen und Affektionen aus der unsichtbaren Welt haben kann, und vermöge jenes Fadens doch mit der sichtbaren noch zusammenhängt: so können sich mancherlei Phänomene an ihm äußern. Man erläutere sich dieses durch das Marionettenspiel.

Er kann ganz reine Anschauungen aus der unsichtbaren Welt haben. Dieß wird immer in den Fällen seyn, wo man im Schlaf mit Freiheit und Bewußtseyn denkt, reflektirt und handelt; wo man Erscheinungen und Erfahrungen hat, die ganz außer den Grenzen der Phantasie liegen — und deren Realität sich oft hernach auch durch Erfahrungen in der sichtbaren Welt bestätiget. Hieher würden aus Moritz Erfahrungs-Seelenkunde die Beispiele gehören: Eine Unglücksweissagung von Ulrici im 3. B. 1. St. n. 4.; des Grafen von Grävenitz, welcher acht Tage vorher im Schlummer sahe, daß die französische Armee von den Hannoveranern geschlagen wurde; wußte, wer am rechten und linken Flügel kommandirte; sahe, daß sein Bruder, welcher dabei war, von einer Kugel betäubt zur Erde sank u. s. w. im 8. B. 1. St. S. 50. und dergleichen; wohin auch das vorher im 2. St. S. 148. d. Material. von mir angeführte Exempel des Professor Simonis kann gerechnet werden.

Wohl zu bemerken ist aber: wie ich vorher gezeigt habe, daß das Träumen schon mancherlei Grade habe, so ist auch in diesem Zustande nicht Alles immer rein. Dieser Zustand zwischen Schlafen und Wachen kann, wie ich es bei H. Nicolais Phantasmen gezeigt habe, nur bei gewissen Dispositionen des Menschen von physischer und geistiger Seite entstehen, wodurch eine solche Modifikation in ihm hervorgeht, daß das Eine mehr oder weniger, von dem Andern größtentheils getrennt, isolirt, handelt. Bis auf den Punkt der totalen Trennung, wo Beides nur noch durch den vorher angegebenen vermittelnden Faden zusammenhängt, gibt es dahero mancherlei Grade, dem gemäß, wie neben diesem Faden oder mit demselben noch andere verbunden sind und bleiben. Z. E. die Phantasie an sich fodert so gut, wie jeder andere Gemüthszustand ihre eigene, auch materielle Constitution, nach welcher, wenn ein Reiz dazu kommt, sie sich gleich öffnet und ein Spiel anfängt, wie dieses auch im wachenden Zustande der Fall ist. Wenn nun der

schlafende Mensch im Intersomnio ist und eine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt hat, doch aber mit seinem sichtbaren Körper noch auch durch den körperlichen Faden zusammenhängt, worauf die Phantasie im nächsten Verhältniß nur allein spielen kann: so ist es zu begreifen, wie der Mensch in diesem Zustande zwar eine wahre Erscheinung aus der unsichtbaren Welt haben, daß aber dessen ungeachtet auch hier ein Phantasiestreich dazwischen kommen kann, wodurch die Erfahrung aus der unsichtbaren Welt eine Karikatur wird. Es ist hier gerade, wie in dem ganz wachenden Zustand, wenn ich mit voller Anschauung eines Gegenstandes beschäftiget bin und darin eine Pointe meiner Phantasie von etwas Anderm berührt wird. Man darf also in solchen Fällen nicht denken, daß eine Erfahrung, die man im Intersomnio gehabt, deswegen keine wahre Erscheinung aus der unsichtbaren Welt gewesen sey, weil vielleicht sogar etwas Gaukelei dazwischen gekommen ist; denn auch selbst in der unsichtbaren Welt kann und wird der Mensch

die Gemüthskraft nicht verlieren, welche man Phantasie nennt; aber lernen muß man gerade auch hier, daß der Anthropologe, wenn er solche Erscheinungen und Erfahrungen aus der unsichtbaren Welt hat, denselben nicht mehr Kraft und Werth zuschreibt, als sie an sich haben und haben können. Ganz als vernünftiger Mann muß man darüber denken und sie als eine Sache ansehen, die man nicht anders, als nach der gewöhnlichen logischen Denkweise beurtheilen soll. Weil man aber gewöhnlich Wunderdinge darans macht und darüber kannegießert, wie über gewöhnliche Erscheinungen, die man nach seiner respektiven Denkkraft und schon angewohnten Gemüthsstimmung beurtheilt und Resultate daraus zieht, wovon nicht das Geringste begründet ist oder begründet werden kann: so kommt man bei dergleichen Erscheinungen im Intersomnio auch auf Auslegungen und abergläubige Vorstellungen, die der vernünftige Mensch verlacht und wobei das tiefere Eindringen in das Naturstudium gehindert wird.

Solcher Grade lassen sich nun mehrere denken, in welchen der innere und äußere Mensch noch durch mehrere oder wenigere Fäden zusammenhängt, und woraus ganz natürlich auch sehr verschiedene Aeußerungen im Schlafe hervorgehen müssen. So läßt es sich recht gut denken, daß der Schlafende beim hellen, klaren, ja auch beim dunkeln Träumen Fragmente aus der unsichtbaren Welt aufnehmen und sie mit den Phantasiespielen verbinden kann, so daß daher verworrene, burleske, kolossalische und halbe Vorstellungen und andere Affektionen entstehen, die eben diesen Zustand so bunt und verwirrt machen, so daß man beim Erwachen selbst nicht weiß, was man über seine eigene menschliche Constitution denken soll, und wohl gar glauben muß, man sey während dieses Zustandes ein Mitglied eines Irrhauses gewesen. Man wird sicherlich diese Räthsel nie lösen lernen, wenn man nicht anthropologisch auf dem Wege der Entwickelung des Menschen und seines ganzen Zustandes geht und bleibt, ihn physisch in der Verbindung mit der Erde, als

dem nächsten Universo, wozu er zunächst gehört, denkt, und nach der Analogie, welche die schon sicherere Erfahrung gibt und welche hier nur allein leiten kann, beurtheilt, wie ich es glaube bei der Betrachtung der Phantasmen des H. Nicolai genug erwiesen zu haben.

Solche partielle Verbindung des innern und äußern Menschen im Schlaf gibt uns auch eine Auflösung mancher Phänomene, bei welchen wir gewöhnlich nicht wissen, was wir daraus machen sollen. Ich will aus Moritz Erf. Seelenk. 1. Th. 1. St. S. 47. folgendes Exempel, wie ich es mir daraus aufgezeichnet habe, (ich denke nichts Wesentliches übergangen zu haben; das Buch selbst habe ich nicht mehr zur Hand,) anführen, wo H. Fischer seinen Zustand also beschreibt: „ich wache bisweilen des Nachts plötzlich auf, fühle mich aber in einen äußerst peinlichen Zustand versetzt, der aber mit andern dergleichen gewöhnlich keine Aehnlichkeit hat. Es ist mir ungefähr so, als ob ich mich über und über mit Feuer umgeben sähe, das mir aber eigentlich keine Empfindung

von Brennen, sondern nur eine heftige Beängstigung verursacht. — Die Phantasie ist in gleicher Verwirrung, die Angst treibt mich zum Schreien, aber die Kehle ist wie zugedrückt. Der ganze Körper ist wie gefesselt und eingekerkert, und alles Vermögen, irgend ein Glied des Körpers zu bewegen, ist weg. Der Zustand dauert ein paar Minuten. — Im siebenzehnten Jahre hatte er diesen Zustand zum erstenmal, und damals hatte er nicht das geringste deutliche Bewußtseyn von sich selbst. — Er wollte erst etwas Uebernatürliches darin finden — fand aber hernach, daß es mit dem Alpdrücken viel Aehnlichkeit hatte. Nachher hat er diesen Zufall noch acht bis neunmal gehabt — und das Bewußtseyn ist bei jedem folgenden Fall immer deutlicher geworden und das Schreckhafte hat sich dadurch nach und nach sehr verloren. — Ich weiß jetzt, fährt er fort, sobald der Zufall kommt, ganz deutlich, daß ich in diesem Zustand bin, daß er bald vorübergeht und mir weiter keinen Schaden verursacht; ja, da ich einmal gehört habe, das Alpdrücken höre

auf, sobald man nur ein Glied bewege, so habe ich doch bei aller Verwirrung und Verrücktheit, die im Kopf ist, genug Geistesgegenwart, um mich an diese Regel zu erinnern. Ich bestrebe mich denn, irgend ein Glied zu bewegen; allein es ist nicht anders, als ob die Seele die Fäden, an welchen sie die Glieder bewegt, nicht finden könnte, als ob sie sie erst suchen müßte. Gemeiniglich war die rechte Hand das Erste, was ich bewegen konnte, und dann verschwand das ganze Hirngespinnst ziemlich bald. Ich will indessen nicht bestimmen, ob der Zufall nachläßt, weil sich die Hand bewegt; oder ob die Hand beweglich wird, weil der Zufall nachläßt. Das Erste sieht freilich ziemlich unwahrscheinlich aus, da die Ursache des Zufalls wohl nicht in der Hand, sondern im Gehirn liegt, wo vermuthlich das Blut stockt, oder sich anhäuft und daher das Gehirn drückt, welches durch einen sehr kleinen Umstand, z. B. durch eine unnatürliche Lage des Kopfs veranlaßt werden kann." Ich mache folgende Bemerkungen hierüber:

1. Sich über und über mit Feuer umgeben sehen, ist ein Zustand, worin sich mehrere Menschen oft befinden, in Angst und Bangigkeit darüber gerathen; ja Manche sind wohl gar darüber verrückt geworden, sonderlich, wenn sie in die Hände eines Arztes gerathen waren, der ihnen mit psychologischer Affektion weiß machen wollte, daß die Phantasie sie bloß betrüge, da sie doch nach ihrem natürlichen Gefühl wohl überzeugt sind, daß sie weder träumen noch schwärmen — und also nach ihren sonstigen respektiven Vorstellungen endlich auf den Glauben kommen, daß sie entweder von einer himmlischen Glorie umgeben sind, oder sich bey lebendigem Leibe schon in der Hölle befinden. Dieser Zustand ist aber weiter nichts, als eine Erscheinung, die bei gewissen Dispositionen des Körpers, die im Schlaf und auch beim Wachen eintreten können, hervorgeht. Zu den constitutionellen Theilen des Menschen gehört auch das Licht, oder der Lichtstoff, der den ganzen Körper, wie jeder andere dazu gehörige flüssige Stoff, durchströmt und

seine eigene respektive Constitution macht, worin sich der Mensch bei gewissen Dispositionen selbst sehen und also meinen kann, er sey ganz und gar mit Feuer umgeben. Durch den galvanischen Blitz, den man in sich selbst sieht, und durch das elektrische Bad, worin man durch eine künstliche Operation versetzt wird, läßt sich das sehr gut erläutern, daß man wenigstens sagen kann: es geht alles sehr natürlich zu.

2. Dieser Zustand hatte H. F. beängstiget und verwirrt gemacht, welches wohl natürlich war, weil er etwas Uebernatürliches darin zu finden glaubte, und zwar um destomehr, weil die volle reziproke Wirkung des äußern und innern Menschen stagnirte. Dieß erhellet ganz klar daraus, weil der ganze Körper wie gefesselt und eingekerkert, und alles Vermögen, irgend ein Glied zu bewegen, weg war. Dessen war er sich vollkommen bewußt und sein Geistiges litt also nichts: es war also ein wahres Intersomnium, wo die äußere Organisation, in Unthätigkeit gesetzt, doch die innere Kraft-

thätigkeit nicht hindern konnte, ob diese es gleichwohl auch fühlte, daß durch die stagnirende äußere Organisation auch ihr Wirkungskreis eingeschränkt war. Als er das erstemal in diesem Zustande war, war er sich dessen wohl bewußt, übrigens aber hatte er kein Bewußtseyn von sich selbst. Dieß gibt einen Beweis, daß H. F. sich auch während seines Intersomniums zur Aufmerksamkeit auf den Zustand selbst gewöhnte und also wachend war. Und hieraus fließt die richtige Bemerkung, worauf ich auch sonst schon aufmerksam gemacht habe, daß je mehr und mehr man sich während dieses Zustandes gewöhnt, an sich selbst zu denken, (welches diejenigen wahrscheinlich nicht thun, die dabei voll Furcht sind, oder schon von andern Vorstellungen, z. B. daß die ganze Sache ein Phantasiespiel sey, beherrscht werden,) man auch immer mehr überzeugt werden wird, daß man sich in einem wachenden Zustand befindet, während der grobsinnliche Körper schläft, und nach seiner nur noch partiellen Einwirkung auf den innern Menschen diese

oder jene Affektion hervorbringen kann. Wenn nun das Bewußtseyn bei H. F. nach und nach auch immer deutlicher wurde und das Schreckhafte sich auch immer mehr verlor; wenn er es ganz deutlich wußte, wann dieser Zustand eintrat, daß er darin war u. s. w.: so sind das Alles Beweise seines wachenden Zustandes, nemlich des innern Menschen, obgleich der äußere im Schlaf war.

3. Weil H. F. diesen seinen Zustand mit Recht dem gleich hält, welchen man Alpdrücken nennt: so will ich auch hierüber gleich ein Wort bemerken, um es begreiflich zu machen, wie dasselbe entsteht. So viel ich mich entsinne, bin ich in meinem Leben etwa zweimal in diesem Zustande gewesen, und es war mir, als wenn eine so schwere Last auf mir läge, daß ich darunter nicht frei athmen konnte. Die Sache hat wahrscheinlich folgende Bewandniß: wenn der äußere und innere Mensch sich im Schlaf von einander trennt und nur noch einige Punkte sind, wodurch sie zusammenhängen und vereiniget bleiben; wenn die gewöhnliche Le-

benscirkulation in dem grob-materiellen Körper fortdauert und nur noch einige Punkte findet, wo sie sich dem innern Menschen mittheilen kann, und wenn diese Punkte etwa gerade auf der Brust sind, wo sich nun die ganze Cirkulationskraft, die beim wachenden Zustand vielleicht durch zwanzig solche Punkte, jetzt aber etwa nur durch einen dem innern Menschen soll mitgetheilt werden, hinzieht: so entsteht hier eine Congestion, die einen Druck verursacht, weil die volle Kraft durch will, doch aber nur zum Theil durchbrechen kann. So fühlt ja der wachende Mensch manchmal an irgend einem Theile seines Körpers eine Schwere, wo sich eine Congestion gesammlet hat. Der Anatom würde dieses Ereigniß vielleicht durch die Nabelvene und Eustachische Klappe noch sinnlicher und begreiflicher machen können, wenn er den grob- und feinsinnlichen Mechanismus in ihrer Harmonie und Correspondenz denken und vorstellen will.

4. H. F. sagt: „weil er einmal gehört hätte, daß dieser Zustand aufhöre, sobald man

nur ein Glied bewege: so habe er doch bei aller Verwirrung und Verrücktheit, die im Kopf ist, noch genug Geistesgegenwart, um sich an diese Regel zu erinnern. Er bestrebe sich also, ein Glied zu bewegen; allein es sey nicht anders, als ob die Seele die Fäden, an welchen sie die Glieder bewegt, nicht finden könnte, als ob sie sie erst suchen müßte. Gemeiniglich war die rechte Hand das erste, was er bewegen konnte, und dann verschwand das ganze Hirngespinnst ziemlich bald." Aber auch das erklärt sich leicht. Gesetzt, der äußere und innere Mensch hängt nur noch an einem Punkt zusammen: so muß, um die volle Kraftthätigkeit Beider in Verbindung wieder herzustellen, das ganze Geschäft durch diesen einen Punkt besorgt werden. Der Wille, sich zu bewegen, strebt nach diesem Punkt hin; die innere Kraft, die sich sonst durch mehrere dergleichen Punkte der äußern Organisation mittheilt, stockt hier, weil sie durch diesen einen Punkt nicht auf einmal, wie bei dem wachenden Menschen, ganz durchgreifen kann. Es ist hier oder es entsteht hier ein Ankämpfen

der innern Kraft gegen diesen Punkt, das auf die Seele zurückwirkt, wodurch auch diese, weil ihre Willenskraft bei der vollen Verbindung gleichsam allmächtig durchgreift, in eine Verlegenheit kommt und meint, sie habe den rechten Faden nicht getroffen und sie müsse also wohl einen andern suchen. Hier können einige Momente vergehen, ehe diese auf den einen Punkt hingerichtete innere Kraft durchdringt. Weil sie es nicht auf einmal konnte, so konnte sie auch nur einen Theil der äußern Organisation (die rechte Hand) in Kraftthätigkeit setzen. Und was war nun natürlicher, als daß in demselben Augenblick, da dieses geschah, nun auch gleich das verschwinden mußte, was er sein Hirngespinnst nennt. (Vergl. 1. St. S. 73.)

5. Muß ich noch bemerken, daß gerade diese Erfahrung des H. Fischer sehr stark für die Erklärung spricht, die ich über den Zustand zwischen Schlafen und Wachen gegeben habe, wenn man, außer was ich schon vorher unter No. 2. gesagt habe, noch auf das achtet, daß er bei aller Verwirrung und Verrücktheit, die

im Kopf war, noch genug Geistesgegenwart hatte, einer Regel, die er sonst einmal gehört hatte, sich nicht nur mit Besonnenheit zu erinnern, sondern auch jetzt Gebrauch davon zu machen. Kann man einen solchen Zustand wohl anders, als einen wachenden nennen, wo man mit reflektirender Besonnenheit auf seinen Körper, der schläft, wirkt; und auch gleich fühlt und weiß, daß diese Wirkung nicht kraftlos gewesen ist? Der bloß Träumende kann auch wohl träumen, daß er auf seinen Körper wirkt; aber er schläft immer fort.

In der neuen Berl. Monatsschrift vom Jahre 1800. Oktobermonat, stehen zwei Schreiben vom H. D. Engel aus Schwerin und vom H. Professor Goeß aus Anspach, worin Beispiele einiger Erscheinungen von Phantasmen, als Pendante zu den Nicolaischen bekannt gemacht werden. Solche Nachrichten sind nun

freilich sehr zweckmäßig, um Gelegenheit zu weiterm Forschen und Nachdenken darüber zu geben; aber man kommt in der anthropologischen Naturlehre nicht einen Schritt weiter, wenn man nur bei der Versicherung bleibt, solche Bilder würden von der Phantasie und einer widernatürlichen Thätigkeit des innern Organismus hervorgebracht, und sie wären also im Grunde weiter nichts als wahre Phantasmen. Der forschende Mensch, der mehr als prekäre Prinzipien verlangt, um destomehr, wenn er sieht, daß sie in so vielen Fällen gar nicht anwendbar sind, will über das Wie? nähern und mehrern Aufschluß haben. Es wird also nicht unzweckmäßig seyn, wenn ich bei den von dem H. Engel und Goeß mitgetheilten Beispielen (obgleich auch noch erst manche andere Frage in historischer Rücksicht darüber gemacht werden müßte) zeige, ob das, was ich vorher gesagt habe, hier nicht anwendbar sey, um der eigentlichen Natur dieser Erscheinungen etwas näher zu kommen. Ich habe gezeigt, daß beim Zustand zwischen Schla-

sen und Wachen, oder überhaupt bei dem Zustand, wo der Mensch zugleich Affektionen aus der sichtbaren und unsichtbaren Welt haben kann, Grade statt finden, wie beim Träumen überhaupt; und daß er also in einem solchen Zustande auch Erscheinungen haben und geben könne, wozu Beides, die sichtbare und unsichtbare Welt sammt der so dienstfertigen Phantasie ihre Beiträge liefern. Ich glaube, man wird diese Wahrheit nicht widerlegen können, und ich denke, die angeführten Beispiele werden daraus ihre nöthige Beleuchtung bekommen.

H. D. Engel aus Schwerin berichtet: „H. Oberamtmann Reusner, ein Mann von mehr als 85 Jahren, von sehr fester Constitution und einem ruhigen Temperament, der noch nicht so gar lange aufgehört hat, Viertel- und halbe Meilen weit spatzieren zu gehen, ward vor etlichen Jahren mit einer Unpäßlichkeit befallen, die größtentheils von hämorrhoidalischen Bewegungen herzurühren schien. Schon

längst war dieser Greis bei seinem übrigen Wohlbefinden so harthörig geworden, daß man sehr laut sprechen mußte, um sich ihm verständlich zu machen. Auch während jener Unpäßlichkeit blieb die Harthörigkeit nach wie vor; allein dabei klagte er jetzt mit einemmale über die heftigsten Affektionen seines Gehörs. Bei Tage und bei Nacht, im Bette und am Schreibetische — denn er besorgte noch Geschäfte, hörte er von Zeit zu Zeit bald eine Menge Glocken läuten, bald die Feuertrommel nahe und ferne, bald das Brausen eines stürzenden Wassers, bald ganze Chöre von Sängern, die gar vollständig besetzt waren. Hauptsächlich scheint er Mannsstimmen vernommen zu haben. Sehr häufig war es, als ob ein Mann ganz nahe bei ihm heftig laut und steigend lauter und geschwinder einen Satz wiederholte, z. B. den: hier ist ein Mann, hier ist ein Mann; und dieß immer stärker und schneller, dann zuletzt nur noch das eine Wort, Mann, auf eben diese Weise. Zuweilen kam es ihm vor, als ob zwei Männer mit einander wetteiferten,

wer seinen Ohren am wehesten thun könne." Man merke hierüber Folgendes: Das äußere Hörorgan dieses Mannes hatte einen Fehler, konnte also die von außen empfangenen Affektionen dem innern nicht regelmäßig oder gar nicht mittheilen. Das innere Hörorgan aber war unbeschädigt, stand mit der äußern Atmosphäre, ungeachtet des Fehlers des äußern Organs, noch in Verbindung, wurde noch von demselben affizirt und die innere Atmosphäre blieb schwingend; diese Schwingungen theilten sich dem Bewußtseyn mit, welches nicht wußte, was es daraus machen sollte und der Phantasie also eine Gelegenheit öffnete, zu den empfangenen Noten einen Text zu machen — daher kam Glockenläuten, Feuertrommel und dergleichen, wie etwa die Schwingungen dazu paßten, und wie die Phantasie aus vorigen Erfahrungen so Etwas zurückführen und daran knüpfen konnte. Das: hier ist ein Mann, hier ist ein Mann, scheint nach einer für wenig kultivirte Ohren gefälligen Melodie zu gehen, die dem Manne vielleicht sehr bekannt

war (man sollte bei solchen Erfahrungen ja nicht vergessen, auf welchem Grade der Cultur die Leute stehen, die sie gemacht haben). Die Schwingungen leiteten jetzt zu dieser Melodie, und die Phantasie würde ein anderes dazu passendes Liedchen eben so gut haben hervorbringen können, wenn der hämorrhoidalische Mann nicht eben jetzt auch so modifizirt gewesen wäre, einen Blick in die unsichtbare Welt zu thun und einen Mann gewahr worden wäre, der seine Aufmerksamkeit auf sich hätte richten wollen, so daß nun von der einen Seite diese Realität, und von der andern, die Phantasie mit derselben zusammen traten und das: hier ist der Mann 2c. hervorbrachten, und also ein Produkt gaben, das halb reell und halb Phantasie war. Die Phantasie, welche nun zu den Schwingungen einen passenden Text gefunden hatte, eilte stark und schnell fort; die Realität störte sie aber und sie mußte nachlassen — und so blieb ihr endlich nichts als das Wort Mann übrig. Wenn es ihm nun auch „vor-

kam, als wenn zwei Männer mit einander wetteiferten, wer seinen Ohren am wehesten thun könne," so war das eine der reelle und das andere der Mann der Phantasie. Der Conflikt, der in der Phantasie entstanden war, störte den Schwingungsgang zu dem innern Hörorgan, und es mußte ihm vorkommen, als wenn Beide gewetteifert hätten, wer seinen Ohren am wehesten thun könnte. Ich will nun gar nicht behaupten, als wenn dieses wirklich so gewesen wäre, wie ich es vorstelle; aber soviel sieht man doch an diesem Exempel, daß es so seyn konnte, und daß also Jemand, wenn er in dergleichen Disposition ist, einen Blick in die unsichtbare Welt thun, und daß seine Phantasie, wenn die Trennung von dem grobsinnlichen Körper noch nicht total ist, sich mit einer Ansicht aus der unsichtbaren Welt verbinden und solche vermischte Erscheinungen hervorbringen könne. Wenn nun Herr Engel hinzusetzt:

„Kein Wunder, daß es sich endlich auch um und bei ihm zu regen anfing, und es ihm zuweilen vorkam, als faßte ihn Jemand bei der Schulter" u. d. m. Hier hätte nun wohl das dergleichen Mehr angeführt werden sollen, um zu zeigen, daß in dergleichen Aeußerungen nichts besonders läge, vermöge der jetzt denkbaren Disposition des H. Reusners; denn was H. Engel als kein Wunder ansieht, daß der Mann am Hörorgan litt und es ihm dabei auch vorkam, als faßte ihn Jemand bei der Schulter, ist doch bei dem nach seiner Meinung zu behauptenden Phantasiespiel nicht sogleich faßlich. Anders aber ist es, wenn auch dieses eine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt gewesen wäre. — Herr Engel fährt fort:

„Allein bei alle dem mannigfaltigen Geräusch und selbst bei den kleinen Spuckereien, deren ich so eben erwähnte, (er hat aber nur den einzigen Fall angeführt, daß es ihm vorkam, als faßte ihn Jemand bei der Schulter; und doch redet er von mehrern Spuckereien, deren

er erwähnet hätte; und die hätte er genau anführen sollen, denn eben daraus kann man erst beurtheilen und lernen, zu welcher Klasse der Erscheinungen sie müssen gerechnet werden,) hatte er doch nie eine Gesichtserscheinung. Nur ein einzigesmal, als er gerade neben seiner Tochter saß und (wenn ich mich recht erinnere) am Gehör verschont war, (welche Disposition vielleicht gerade das Folgende bewirkte,) erblickte er plötzlich, ohne irgend eine Veranlassung seiner Phantasie, einen jungen niedlichen kleinen Offizier, in weißer Uniform mit schwarzen Aufschlägen. „Wer ist da, ruft er aus, wo kommen sie her? Siehe, da tritt der hübsche kleine Offizier zurück, macht einen Bückling und verschwindet." Der hämorrhoidalische H. Reusner war jetzt wachend und sich dessen bewußt, auch daß seine Phantasie keine Veranlassung zu solcher Vorstellung gab; er erschrak darüber und rief aus: wer ist das? rc. Wenn man einen solchen doppelt wachenden Zustand nicht wachend und

eine solche Erscheinung ein Phantasiespiel noch nennen will, so muß man doch, wie es auch H. Nicolai selbst gestand, erst das Phantasiegeschäft näher untersucht und hier zur Erklärung dienende Gesetze gefunden haben, wenn man sich der Gefahr nicht aussetzen will, daß bei solchen Behauptungen das ganze Leben als ein bloßes Phantasiespiel könne angesehen werden. Ich mag nicht parodiren, sonst wollte ich hier die geschichtliche Erzählung des H. Engels nehmen und zeigen, daß sie so gut ein Phantasiespiel wäre, wie die Erfahrungen des Herrn Reusners dergleichen seyn sollen. Man setzt immer viel darauf, daß solche Erscheinungen gleich verschwinden, wie hier der kleine Offizier, und läßt sich dabei doch nur durch eine falsche, nicht richtig gefaßte Analogie verleiten. Wenn ich wachend mir in meiner Phantasie einen Offizier vorstelle, wie er vor mir steht, und meine Phantasie wird durch Etwas auf einmal abgebrochen, so ist auch gleich sein Bild verschwunden; und so schließt man

von dieser Art der Phantasie, daß auch solche Erscheinung nichts als Phantasie seyn könne. Allein die Sache wird einen ganz andern Anschein machen, wenn ich sie auf eine andere Weise vergleiche. Z. B. es erscheint wirklich, ohne daß ich daran denke, plötzlich ein Offizier vor mir, und ich werde darüber in Verwunderung gesetzt, weil ich nicht gleich weiß, wo er herkommt. Plötzlich werden meine Augen durch einen Umstand gehindert, z. E. auf einem Theater fällt der Vorhang zu, daß ich ihn nicht mehr sehen kann, und er ist doch da. So denke man: jener Offizier war wirkliche Erscheinung aus der unsichtbaren Welt, die Reusner aufnehmen konnte, weil er sich eben jetzt in einer solchen Disposition befand, dergleichen Erscheinungen aufnehmen zu können, welches nach den von ihm erzählten Umständen (bei Hämorrhoidalisten kann dergleichen vielleicht vorzüglich geschehen,) wahrscheinlich wird. Die Erscheinung affizirte ihn aber stark, welches sein Anruf: wer ist das? bestätiget; und

erschütterte seine ganze Organisation: so konnte ja durch diese plötzliche Erschütterung die eben bestehende Trennung des äußern und innern Menschen auch plötzlich gehoben werden, und so schnell mußte denn auch der Offizier wieder verschwinden oder ihm nicht mehr sichtbar bleiben, weil der innere Mensch, wieder in das volle Verhältniß mit dem äußern gesetzt, keine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt mehr aufnehmen konnte.

H. D. Engel führt noch ein anderes merkwürdiges Exempel an, welches ihm Einer seiner Herrn Collegen erzählte, nemlich: „ein dasiger Mann, H. G., an dessen Glaubwürdigkeit man keinen Zweifel haben kann, habe etwas Aehnliches, als H. Nicolai erlebt. Er ist jetzt 48 Jahre alt, cholerischen Temperaments und ohne besondere Krankheitsanlagen, außer daß er zuweilen etwas Hämorrhoidalisches empfunden hat. Er war lange völlig gesund gewesen, hatte aber seit geraumer Zeit

manchen Verdruß und die letzten Monate hin- durch auch vielen Kummer über die unheilbare Krankheit seines Bruders gehabt, der endlich im Februar dieses J. 1800 bei ihm starb. Bald darauf, zu Anfange des März, bekam er ein gallichtes Seitenstechen; die Krankheit war aber so leicht, daß sie durch ausleerende Mittel schon binnen drei Tagen gehoben ward, und er am vierten Tage wieder im Hause herum- gehen und Geschäfte besorgen konnte. Auch fiel um diese Zeit nichts besonders vor, was ir- gend als eine nähere Veranlassung des am Abend erfolgten Zufalls könnte angesehen wer- den. Das Gemach, worin er und seine Gat- tin schlafen, ist eine Art von Alkoven, mit zwei Thüren gegen einander über, deren eine in das Zimmer selbst, woran sich der Alkoven be- findet, die andere in ein Nebenzimmer führt, so daß neben dem Bette nur ein schmaler Gang von einer Thür zur andern bleibt. In dem Augenblick nun, da er sich ohne irgend ein übles Gefühl zu Bette gelegt hatte, bemerkt er, daß

es in seinem Alkoven helle wird; er fragt seine Frau: ob sie etwa im Nebenzimmer ein Licht habe brennen lassen, die ihm aber das Gegentheil versichert. Nicht lange darauf beginnt eine gedrängte Reihe menschlicher Gestalten aus der Thür zu seinem Haupte nach der entgegengesetzten, sein Bette vorbei, zu defiliren, wovon denn freilich seine Frau so wenig, als von der Helle im Zimmer gewahr wird. Alle diese Gestalten, unter denen es nur wenig Bekannte in ihren gewöhnlichen Kleidern gab, waren lauter Mannspersonen von mittler Größe, hatten ein natürliches Ansehn und Kleider von allerlei Schnitt und Farbe; und alle besaßen die Höflichkeit, ihre Hüte im Vorbeigehn abzunehmen und H. G. freundlich zu grüßen. Nur einigemal entstand auf eine ganz kurze Zeit eine Lücke; und dann zeigte sich eine unbestimmte Gestalt, die erst ganz klein war, zu einer Riesengröße schnell anwuchs und gleich wieder verschwand. Diese seltnen und ganz kurzen Unterbrechungen ausgenommen, dauerte das De-

filiren natürlicher Gestalten in einer gedrängten Reihe unaufhörlich fort und ohne alles Geräusch. H. G. der, seiner Versicherung nach, selbst anfangs nicht die mindeste Furcht empfand, weil er sogleich die Sache richtig (versteht sich: nach seiner Meinung), beurtheilte, sah diesen Erscheinungen erst lange zu und fand die Unterhaltung nicht ganz übel; doch endlich ward er der ewigen Reihe und ihrer Höflichkeit überdrüssig und kehrte ihnen den Rücken zu. Doch, siehe da! indem er jetzt seinen Blick noch einmal von der Seite nach jener Thür hinwirft, durch welche vorhin die Reihe abging, sieht er jetzt eine ganz ähnliche Reihe den umgekehrten Weg nehmen; mit dem einzelnen Unterschiede, daß nun jede Gestalt beim Eintritt in die Thüre den Hut abnimmt, weil sonst H. G. das Compliment nicht hätte wahrnehmen können. Ungeachtet er nicht zu danken brauchte, ward ihm dieses Schauspiel, nachdem es wohl eine gute Stunde hindurch gedauert haben mochte, so lästig, daß er die

Augen schloß und einschlief. Am folgenden Tage befand er sich ganz wohl, nur fühlte er sich noch von der gehabten Krankheit ziemlich matt. Am Abend aber ward das gestrige Schauspiel beim Niederlegen ganz unverändert wiederholt, dauerte eben so lange und mußte auch durch Schließung der Augen geendiget werden; womit denn die Bühne auf immer geschlossen ward. Denn nach der Zeit entstanden keine Phantasmen wieder; vielleicht weil die Kräfte zugenommen hatten. Hier war nun die Seele, so gut wie bei Träumen, die Verfasserin, die Schauspielerin, die Zuschauerin und selbst die Bühne (wozu wird man denn wohl die Seele noch Alles machen können! — —). Daß die Erscheinung aber kein bloßer Traum war, erhellt aus allen Umständen. Sie entstand zwei Abende hintereinander, beidemal gleich beim Niederlegen; der Mann besprach sich darüber mit seiner Frau, die es bezeugt; und überdieß versichert er mich, er träume nie oder sey sich doch nie am

Morgen eines gehabten Traums bewußt. Ja, dieses Umstandes wegen würde die Merkwürdigkeit nicht viel geringer seyn, wenn es auch, wider sein klares Bewußtseyn, wirklich nur Träume gewesen wären. —" Diese Geschichte ist ganz von der Art, wie die des H. Nicolai, und der Freund des H. Engels urtheilt wohl ganz richtig, daß es aus allen Umständen erhelle, diese Erscheinung sey kein bloßer Traum gewesen. Wenn er aber hinzusetzt: die Seele sey hier so gut, wie bei Träumen, die Verfasserin, die Schauspielerin, die Zuschauerin und selbst die Bühne gewesen, so weist er sie damit doch in das Departement der Phantasie und sagt so viel als Nichts, um sich über eine solche Erscheinung zu orientiren. Daß der Mann in einem wahr wachenden Zustand war, ist doch nicht zu läugnen, weil er mit seiner Frau, eben wie H. Nicolai mit der seinigen, über die Erscheinung mit deutlichem Bewußtseyn sprach. Wir können es uns doch gar nicht denken, daß

ein mit Verstand und Bewußtseyn wachender, über seine Erfahrung reflektirender, mit Andern darüber sprechender und sich selbst befragender Mensch so verblendet sollte in die Provinzen der Phantasie hineinlaufen und sich daselbst Gebilde aufdringen zu lassen, die seine Sinnlichkeit als wahre Objekte aufnimmt, und die doch nichts anders als Einbildung und Täuschung wären. Wollen wir das behaupten, so kommen wir am Ende immer wieder auf das Resultat: es sey zwischen reellen und Phantasieerscheinungen kein Unterschied; und wir drehen uns, wenn wir dergleichen nach unsern gewöhnlichen Vorstellungen erzwingen wollen, in einem beständigen Cirkel herum, der uns wieder auf den Punkt bringt, wovon wir ausgegangen waren, wo wir nicht die geringste weitere Ausbeute zurückbringen, und wo wir, wenn wir uns nicht von der Logik wollen beschämen lassen, lieber klüglich stille stehen, zusehen und warten müssen, was endlich daraus werden wird.

durch seine innere feinere Constitution. Jene umhüllt diese; und er kann nur unter gewissen körperlichen Dispositionen aus der sichtbaren in die unsichtbare Welt hinüber schauen und Erfahrungen aus derselben aufnehmen. Dieß habe ich umständlicher in den ersten Stücken vorgetragen; der Anthropologe erinnert also daran, weil es die Grundideen sind, auf welche man bei der Betrachtung des Zustandes des Menschen immer zurücksehen muß, und so macht er auch hier Anwendung davon auf das vorige und gegenwärtige Exempel des H. G.

„Dieser Mann hat keine besondern Krankheitsanlagen, war lange völlig gesund gewesen, träumte nie, oder war sich doch nie am Morgen eines gehabten Traums bewußt." Von dieser Seite war also wenig Gelegenheit gewesen, daß seine Phantasie sich hätte üben können. Ob er übrigens etwa als Dichter oder Gesellschafter rc. phantasiereich ist, hätte bemerkt werden müssen, wie es H. Nicolai von sich bemerkt hat. —

„Er war aber cholerischen Temperaments, hatte zuweilen etwas Hämorrhoidalisches empfunden, hatte jetzt, da er lange gesund gewesen war, seit geraumer Zeit manchen Verdruß und die letzten Monate hindurch auch vielen Kummer gehabt, bekam ein gallichtes Seitenstechen, welches durch ausleerende Mittel schon binnen drei Tagen gehoben ward, und es fiel um diese Zeit nichts besonders vor, was irgend als eine nähere Veranlassung des am Abend erfolgten Zufalls könnte angesehen werden." Nach dieser Erzählung wußte also der Arzt im Zustande des H. G. nichts zu finden, was Gelegenheit zur folgenden Erscheinung hätte geben können; und er wußte also nichts weiter darüber zu denken, als daß die Seele, die Verfasserin, die Schauspielerin, die Zuschauerin und selbst die Bühne dieser Erscheinung gewesen wäre. Wie aber die Seele solche verschiedene Funktionen übernehmen, ausführen und doch auch bei dem völlig wachenden Manne das Geschäft eines vernünftigen, reflektirenden Bewußtseyns be-

sorgen und täuschende sinnliche Vorstellungen erweckt haben könne und solle, das bleibt doch das Räthsel, welches sich bei den gewöhnlichen, vorgeblich wissenschaftlichen psychologischen Erörterungen über die Phantasiespiele nicht lösen läßt. Der Anthropologe aber findet in jenen Dispositionen des H. S. eben wie bei H. Nicolai gerade den Zustand, worin er in eine Trennung der grobsinnlichen von der feinern Organisation konnte versetzt werden, und worin er also mit seiner feinern Organisation Erscheinungen aus der unsichtbaren Welt aufnehmen und haben konnte. Das cholerische Temperament, welches sich gewöhnlich durch heftige Aeußerungen verräth, jetzt noch gereizt und getrübt durch Verdruß und Kummer des Mannes, hatte seinen ganzen Organismus in Anstrengung gesetzt und also auch das in ihm gebundene Licht auf das Höchste gereizt. Er legt sich zu Bette, deckt sich zu oder hat wenigstens den Willen zu schlafen. In beiden Fällen kommt seine innere Atmosphäre in eine neue

Richtung und seine Heftigkeit muß stocken. Man merke wohl, daß das bloße Zudecken mit dem Bette auch in ganz gesunden Tagen eine starke Alteration in den Ausdünstungen erwecken kann. Der offene Gang der innern Atmosphäre in die äußere große Atmosphäre wird eingeengt und jene dringt doch nach und will ausfließen; kann aber nicht mit der vorher gehabten Freiheit, weil sie durch die Decke gehindert wird. Durch diese gehemmte Ausströmung der innern gröbern Atmosphäre wird der äußere Mensch überreizt und verliert seine natürliche Kraftthätigkeit; und durch das Zudecken wird auch das Rückwirken der äußern vollen großen Atmosphäre auf den innern Menschen gehindert, so daß nun die einzelnen eigenthümlichen Stoffe desselben ein freies Feld bekommen und sich frei ausbreiten können. Da nun das, was wir Lichtstoff in dem Menschen nennen, ohnstreitig ein Bestandtheil des innern Menschen ist: so scheint der Umstand wichtig, daß H. G. „in dem Augenblick, da er sich ohne ir-

gend ein übles Gefühl zu Bette gelegt hatte, bemerkte, daß es in seinem Alkoven helle ward und daß seine Frau davon nicht das Geringste merkte;" weil dieses Hellewerden nicht von einem äußern Lichte, sondern aus ihm selbst kam, wie manche Menschen sagen, daß Licht aus ihren Augen ströme, wenn sie das äußere Licht auslöschen und zu Bette gehen. Sie sehen dieses Ausströmen so wenig mit dem äußern Sehorgan, so wenig als man den Galvanischen Blitz damit siehet, sondern mit dem innern; weil also die Frau des H. G. mit ihm jetzt nicht in gleicher Disposition war, so konnte sie das Licht nicht sehen, weil ihr inneres Sehorgan noch mit dem äußern bedeckt war. H. G. war also in diesem Betracht von dem jetzigen Augenblick an in der unsichtbaren Welt und konnte Erscheinungen daraus aufnehmen. Die Reihe der vorbeidefilirenden Gestalten war also eine Ansicht aus der unsichtbaren Welt. Er fühlte sich völlig wachend und die wahrgenommenen Veränderungen bei den Gestalten wur-

den ihm ganz unwillkührlich gegeben. Daß irgend Keines seiner Seelenvermögen Etwas dazu beitrug, erhellt aus dem Umstand, daß er des Zusehens endlich müde ward, sich umwendete und einschlief. An den Umstand, ob er sich wirklich mit dem äußern groben Körper umkehrte, oder ob es nur der innere Mensch that (vergl. 1. St. S. 75.) hat H. G. wohl noch nicht gedacht; und daß er die Augen schloß, es mochte das äußere oder innere Organ seyn und einschlief, war sehr natürlich; denn da er ohne Furcht dabei war und die Sache nur für eine Einbildung hielt, so zog er vorsätzlich seine Gedanken von diesen Erscheinungen ab; die äußere Organisation war inzwischen auch wieder in ein gleicheres Verhältniß mit der innern gesetzt; sein Wille gab der ganzen Organisation wieder eine neue Richtung zu reciproker Gegenwirkung, der innere und äußere Mensch wurden dadurch wieder in ihr volles gegenseitiges Verhältniß zurückgesetzt, die jetzt bestandene respektive Disposition hörte

auf — er war wieder in voller Verbindung und so schlief er ein. „Wenn nun am folgenden Abend eben dieses Schauspiel beim Niederlegen ganz unverändert wiederholt wurde": so ging das eben wieder, wie vorher, entweder ganz natürlich zu, oder nun konnte, wenn man will, die Einbildung das Spiel, das erst ganz natürlich und reell war, wohl repetiren.

Nach diesen Beleuchtungen bleibt bei dem, was H. Goeß von dem Hören der Töne anführt, wo keine Instrumente sind, die dergleichen hervorbringen können, vorjetzt nichts weiter zu erinnern. Aber die Geschichte: „In Merkendorf, einem Städtchen drei Stunden von Anspach, lebte noch vor einigen Jahren eine alte stockblinde Hebamme, die klagte, daß Nichts sie mehr quäle, als öftere Erscheinungen, nicht von Geistern, sondern — von Thieren und Menschen, die sie leibhaftig mit grellen Farben vor sich sähe, als ob sie nicht blind wäre"; erinnert zu der Bemerkung, daß man auf solche

Personen, besonders aus dem niedern Stande, wo sich die Natur gewöhnlich ungehinderter äußern kann, und die auch dergleichen Naturerscheinungen unbefangener aufnehmen, mehr achten möge; und gibt Gelegenheit zu der Frage: ob man in Taubstummen-Instituten nicht auch hieher gehörige Erfahrungen sammeln könne? Uebrigens ist dieser Fall mit denen zu vergleichen, die im 2. St. S. 177. angeführt sind; und er macht besonders aufmerksam auf die Sinnenorgane des innern Menschen. Der H. Referent hätte auch wohl bemerken sollen, ob diese Frau zu den erhitzten phantasiereichen Köpfen gehörte, bei welchen dergleichen Täuschungen nach seiner Meinung leicht eintreten könnten. Um über solche Erfahrungen etwas Zweckmäßigers zu sagen, muß man sie künftig wohl etwas umständlicher und genauer beobachten. Ich denke, in meinen bisherigen Untersuchungen muß man nun schon mehrere Winke finden können, worauf man bei solchen Erscheinungen vorzüglich merken muß, wenn man

über solche Naturerscheinungen nicht nach schon angenommenen Ideen und Voraussetzungen, sondern nach der wahren Beschaffenheit der Natur urtheilen will.

Betrachtet man also den Zustand zwischen Schlafen und Wachen nach der eigenen menschlichen Constitution und Organisation, und hält sich dabei ganz allein auf dem Wege der Natur: so wird das immer tiefere Eindringen in dieselbe gewiß mehrere nöthige Aufschlüsse für die Erfahrungs-Seelenkunde geben. Das wird man dem Anthropologen bei den bisherigen Untersuchungen wohl abgemerkt haben, daß er keine Wundersucht hat, daß er keinem Wahrsagergeist ein Thürchen öffnen und keine Mystik, worin Sinnlichkeit ohne reine Vernunft ist, begünstigen will. Wenn man bei den sonst gewöhnlichen Untersuchungen und Vorstellungen über hieher gehörige Erfahrungen mit seinen

hypothetischen Abfertigungen mit sich selbst nicht recht zufrieden seyn kann: so sucht man sie durch dergleichrn Insinuationen, daß, wenn man Realität in solchen Erscheinungen annehmen wollte, der Wundersucht, dem Wahrsagergeist und dem Aberglauben zu viel Feld eingeräumt würde, annehmlicher zu machen, und Andere abzuschrecken, sich auf irgend eine gegenseitige Untersuchung einzulassen. Daher kommt es, daß viele Leute, die Erfahrungen dieser Art gemacht haben, sie nicht einmal mittheilen, weil sie fürchten, systemmäßig für Abergläubige und Wundersüchtige gehalten werden zu müssen. Wird man nun bescheiden genug seyn, dem Anthropologen auf dem Wege der Natur zu folgen, worauf er allein gehen und beurtheilt werden will, und muß und kann: so werden wir vielleicht auch noch manche neue Erfahrungen mitgetheilt bekommen, bei deren Untersuchung manchen meiner schon mitgetheilten Bemerkungen und Winke eine neue Beleuchtung gegeben werden kann. Geschlossen sind die bis-

herigen Untersuchungen freilich noch von keiner Seite; es fehlen noch manche Hauptpunkte, die erst noch erörtert werden müssen. Der Anthropologe muß daher wünschen und bitten, daß wenn man seine Vorstellungen beurtheilen will, man sich zuvörderst nur an das halte, was er schon wirklich vorgetragen hat — und ihm Winke gebe über das, was man denkt, daß noch berichtiget werden müsse, ehe seine Materialien als ganz brauchbar können anerkannt werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Happach, Lorenz Philipp Gottfried, 1742-1814

Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungs-Seelenkunde und andere physikalische Gegenstände

Bd.: 3. (1805). - 138 S.

Hamburg 1805

Anthr. 50 t-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255176-2